

# DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 45. Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer. Berlin, 1. December 1858. Preis: Vierteljährlich 20 Silberg. XI. Band.

## Gottes Wege.

(Schluß.)

6.

### Die junge Missionarin.



„Sie machte der Audienz mit einer königlichen Handbewegung ein Ende. Moïna, die sich vorgenommen so gleich an die Erfüllung des ihr von Gott zugewiesenen Berufes zu gehen, sah ein, daß sie vor Allem die gegen sie hier herrschenden Vorurtheile besiegen müsse.“

Freundlich trat sie zu den Frauen, die sie bei ihrer Ankunft schon gesehen, und welche jetzt an einem Tisch auf der Wiese mit der Wäsche beschäftigt waren.

„Ich will Euch helfen,“ sprach sie.

„Was? Du? Du wirst uns helfen? Du vornehme Dame? Hilfst uns doch Deine Schwester Kira nicht — die hat den Hauptmann auf ihre Seite gebracht, der läßt ihr Alles durchgehen, und wir haben allein alle Plage.“

Moïna hatte schon einen Platz eingenommen und ein großes Packet Wäsche vor sich hingelegt. Sie benahm sich bei der Reinigung derselben mit der Geschicklichkeit, welche Verstand und Bildung auch auf dergleichen gewöhnliche Arbeiten überträgt, und gelangte rascher und besser zum Ziele, als die Zigeunerinnen. Obgleich sie nicht nach derselben Methodewusch, wie diese, wusch sie in gleicher Zeit zehn Mal mehr als sie. Ihre Nachbarin bemerkte es und machte die Andern darauf aufmerksam. Aller Augen waren auf Moïna gerichtet. Das war ein Zeichen, ein Verwundern! Doch wagte keine sie um Anleitung anzusprechen.

Moïna sah Alles, hörte Alles, ohne daß es den Anschein hatte; sie fühlte, jetzt sei der Augenblick einer Annäherung gekommen.

„Kennt Ihr diese Art zu waschen?“ fragte sie. „Die Franzosen waschen so.“

„Willst Du's uns zeigen? Mir scheint, es geht leichter als auf unsere Art.“

Moïna ließ diese Gelegenheit sich nicht entgehen, das Wohlwollen der Frauen sich zu erwerben. Eist mußten sie vor ihrer Thätigkeit Achtung gewinnen, an ihre Fähigkeit und Geschicklichkeit glauben, ihr Wort mußte bei ihnen Glauben und Geltung finden, so war es auch nicht mehr schwer sich beliebt zu machen, denn der Weg vom Ohr zum Herzen ist nah.

Sie beiferte sich also, die Frauen in der so sehr bewunderten Kunst zu unterweisen, wusch unter dem Vorwand die Arbeit zu zeigen, den größten Theil der Wäsche, und nach Verlauf von zwei Stunden hatte sie die Frauen für sich gewonnen und besaß ihr höchstes Zutrauen. Sie gingen nur auseinander, um des Mädchens Lob nach allen Gegenden des Lagers zu tragen. Die Männer glaubten ohne Untersuchung, und die Frauen beschloßen, sich auch von ihr belehren zu lassen, um die Wahrheit dieser ungläublichen Aussagen zu prüfen.

„Thut's nur,“ sprach eine der Wäscherinnen, „Ihr werdet sehen, sie ist nicht ein bißchen stolz darauf, daß sie's besser versteht als wir.“

Am Abend war Camarde mit ihrer Tochter Kira beim Schauspiel anwesend und thätig, denn die Hunde spielten, und der ganze Ort schaute zu. Moïna blieb mit Edmund im Wagen zurück, um ihr Amt als Hüterin des Kindes anzutreten.

Dieses wurde beim Ton ihrer Stimme, obgleich sie, oder vielleicht weil sie nur im Patois der Pyrenäen zu ihm sprach, wahrscheinlich durch ihre gewählten Ausdrücke an die erinnert, mit denen er sonst gelebt hatte. Edmund

fühlte sich zu ihr hingezogen und flüchtete in ihre Arme, wie in die seiner Mutter.

Das junge Mädchen nahm ihn auf die Kniee, wiegte und liebte ihn, fragte ihn nach seiner Vergangenheit, von der er jedoch, wie wir gesehen haben, sehr wenig wußte. Sie betrachtete aufmerksam seine Medaillons und fragte, wen die Bilder vorstellten; sie erhielt jedoch nie eine andere Antwort als: „Den Herren Grafen und die Frau Gräfin.“

„Aber aus welchem Lande war er? Wie war er zu den Zigeunern gekommen. Sie wußte es nicht und wollte doch auch nicht fragen, um keinen Argwohn zu erregen.“

„O, mein Gott, erleuchte mich,“ betete sie im Herzen unaufhörlich.

Der Abend verging schnell, obgleich Moïna mit ihrer Sehnsucht oft bei ihrer Wohlthäterin weilte. Es gehörte ihr beharrlicher Wille dazu, nicht zu ihr zu eilen, jetzt da sie sich noch in ihrer Nähe befand; die Versuchung war groß, doch sie hatte ihrer Mutter versprochen, die Pflegemutter nicht mehr aufzusuchen, sie hatte die Verpflichtung übernommen, bei Edmund zu bleiben, und Moïna verstand ihrer Pflicht Opfer zu bringen. Sie ließ den Knaben seine Gebete sprechen, lehrte ihn neue und sand Freude und Trost an seinen kindlichen Reden.

„Wie liebt dieses Kind Gott und den Jesusknaben, das Vorbild aller Kinder! — Es ist nicht möglich, daß es von Gott verlassen sein kann! Der Erlöser hat mich zu ihm geschickt, daß es seinen Glauben nicht verliere, daß wir uns gegenseitig unterstützen, in dem Abgrund, wohin wir gerathen. Gottes Auge wacht über ihm; ich kann die Hoffnung nicht aufgeben, daß wir einst seine Eltern wiederfinden. Dann wird ihm alles Leiden vergütet werden, dem lieben, armen Kinde!“



„Betet, betet mit mir! Diefert Eure Nachgedanken Gott und Ihr seid gerettet.“ (Seite 350.)

Und sie küßte ihn und gab ihm die süßesten Namen, die er mit Wucher ihr wiedergab.

„Ich habe Dich sehr lieb,“ sagte der Knabe, „aber führe mich zu meiner Mama.“

„Lieber Edmund, ich weiß ja nicht, wer sie ist, nicht wo sie wohnt, Du kannst es mir nicht sagen, und wenn Du's könntest, so werden uns doch die Mittel fehlen, von hier fort zu kommen. Wir wollen uns Beide in unser Schicksal ergeben und Gott um Muth bitten, es freudig zu ertragen.“

„Ich will den lieben Gott schon bitten.“

„Das ist aber noch nicht Alles, lieber Edmund, es bleibt noch etwas zu thun übrig, etwas recht Schweres vielleicht — doch es muß sein.“

„Was denn?“

„Ehe ich kam, hattest Du andere Aufseher und Lehrer, nicht wahr? sie sprachen nicht so zu Dir, wie ich — ach, die Armen sind so weit von Gott entfernt — wir wollen hoffen, daß sie einst zu ihm zurückkehren. Diese Leute wollen, daß Du mancherlei Dinge lernst, um Dein Brod zu verdienen.“

„Ich habe nicht nöthig, mein Brod zu verdienen, Madame, das bezahlt meine Mama.“

„Deine Mama wird es nicht bezahlen, armes Kind, und Du wirst Dein verdientes Brod mit der Bande theilen müssen. Aber nenne mich nicht mehr Madame, nenne mich Moïna.“

„Ja, das will ich gern; — Moïna — ich verstehe nicht, was Du da sagst.“

„Du wirst es nur zu bald verstehen. Deine Lehrmeister werden Dir vielleicht wehe thun; mein Herz blutet im Voraus bei dem Gedanken. Wenn Du willst, so lernen wir lieber Beide zusammen, da wird es Dir leichter. Aber sehr gelehrt müssen wir dabei sein. Ich werde allen Deinen Lehrtunden beiwohnen und Deine Übungen beaufsichtigen, so daß die Leute zufrieden sind. Ich fürchte, sie werden auch Deinen kleinen Hund Naba martern.“

„Ach, laß ihm nichts zu Leide thun — ich bitte Dich.“

„Er hat keinen Verstand und weiß nicht, was von ihm verlangt wird, aber doch ist er ein Geschöpf Gottes, das sie schonen müßten.“

„Ach und Naba hat mich so lieb, er führt mich so schön spazieren. Er führt mich so gut, daß Mama uns Beide oft ganz allein spielen ließ.“

Moïna errieth aus dieser Bemerkung einen Theil der Wahrheit, nämlich, daß das Kind in einem solchen Augenblicke geraubt worden sei.

„Könnte ich nur eine etwas bestimmtere Auskunft erhalten,“ dachte Moïna, „dann wollte ich meiner Wohlthäterin einen Wink geben, und sie könnte nachfragen in die öffentlichen Blätter setzen lassen. Das Kind spricht den im Kouffillon üblichen Dialect, muß also aus jener Gegend sein.“

„Gott, erleuchte mich!“ war stets der Schluß aller ihrer Pläne und Gedanken.

Wie Kira vorausgesagt, kam am nächsten Morgen einer der geschicktesten und zugleich rohesten Gitanos und begann die Erziehung des kleinen Edmund zum Seilgänger. Moïna, welche die Qual des armen Kindes mit Schmerzen angesehen, sprach darüber mit ihrer Mutter: „Vielleicht kann ich dem lieben Engel diese Mißhandlungen ersparen; wenn ich nur dürfte, ich wollte ihm rascher die Hände beibringen, und ihn nicht so sehr quälen.“

„Suche die Erlaubniß von Joi zu erlangen.“

„Ich will wenigstens versuchen.“

„Heut Abend ist die günstigste Zeit. Wenn die Einnahme gut gewesen, ist er in bester Laune, und Du erlangst Alles. Morgen brechen wir auf.“

„Weißt Du, wohin es geht?“

„Nach der Provence zu, von da nach Lyon, vielleicht noch nach Paris.“

„Nach Paris?“ wiederholte Moïna nachdenkend.

„Ja, nach Paris, vielleicht bis nach England. Ja, Joi ist ehrgeizig, er will die Bande reich machen, und will, daß wir einmal ins Land unserer Väter zurückkehren und in einem Dorfe wohnen, das uns gehört.“

Moïna seufzte bei dem Gedanken, wie weit sie die Verpflichtung, der sie im Innern treu zu bleiben gelobt, aus der Gegend ihrer Heimath führe, und doch ward ihr Wunsch, die Unglücklichen zu retten, immer brennender, je mehr sie sah, wie ihr trauriges Nomadenleben, welches sie Gefahren aller Art aussetzte, die Saat des Glaubens in ihren Seelen nicht hatte Wurzel fassen lassen. Die armen Glenden! es fehlte ihnen Alles, was dem Menschen Werth und Glück verleiht, Religion, Grundsätze und somit aller sittlicher Halt.

Es war ein großes, gewagtes Unternehmen, diese zügellose Horde zu Gott führen zu wollen; dennoch verzagte Moïna nicht, und schloß vielleicht eben aus der Größe des Wertes die Begeisterung dafür.

Am Abend suchte sie den Hauptmann auf, den sie in sehr günstiger Stimmung fand, denn die Einnahme war alänzend gewesen. Sie bat ihn, den Unterricht Edmund's ihr allein zu überlassen.

„Laßt mich nur,“ sprach sie zu ihm, „Ihr werdet schon zufrieden sein. Der Mann heut Morgen hat den armen Kleinen so gequält, daß er zwei Stunden lang weinte.“

„Das muß so sein, sonst lernt er nichts. Ich kann Dir Deine Bitte nicht gewähren, Du würdest uns den Schüler



7.

Das Wiederfinden.



Moina hatte von ihrer Wirthin leicht die Erlaubnis sich auszuwinkeln, die Besorgung der kleinen Häuslichkeit übernehmen zu dürfen, wodurch die gute Frau gänzlich aller Mühwaltungen von dieser Seite überhoben ward. Ungeachtet der häuslichen Thätigkeit behielt Moina doch noch Zeit übrig, mit dem Kinde sich zu beschäftigen, das die Vorsehung ihr zugeführt.

Edmund fühlte jetzt mit großem Schmerz, daß sein treuer Hund ihm fehle, und so angelegentlich auch Moina am Strande suchte, um wenigstens den Leichnam des Thierchens zu finden, so blieb diese Nachsuchung doch ohne Erfolg, und der betrübte Knabe konnte daraus die Hoffnung schöpfen, daß sein thierischer Freund noch lebe.

Der Brief an die Gräfin von Saint-Pierre war schon längst abgesandt, und die Zeit der möglichen Ankunft einer Antwort längst verfloßen, ohne daß eine solche ankam. Die Nuruhe des jungen Mädchens wuchs mit jedem Augenblick. Sie zählte die Tage, die Stunden, lief auf die Landstraße, weit in die Gegend hinaus, fragte die Nachbarn — doch keine Auskunft ward ihr zu Theil. Postboten kamen selten in diese Gegend, höchstens zwei Mal in der Woche, und die Briefe gingen hier häufig verloren.

Eines Tages, als die Sonne herrlich schien, bat Edmund, von Langeweile gequält, seine Freundin, einen weiten Spaziergang mit ihm zu machen; sie versprach es ihm, und nachdem sie ihre täglichen Geschäfte beendigt, machten Beide sich auf den Weg.

Sie sprachen, wenn nicht heiter, doch ruhig mit einander. Edmund, der jetzt geläufig spanisch und französisch sprach, erzählte zum hundertsten Male seine frühesten Kindheitserinnerungen aus der Heimath, und verlangte mehr als je nach seiner Mama und der freundlichen Sonne. „Wenn ich aber wieder zu Mama komme, mußt Du immer bei uns bleiben, gute Moina,“ fügte der Kleine bei solchen Veranlassungen stets schmeichelnd hinzu, und schmiegte sich lieblos an seine Wohlthäterin.

Der Tag war heiß geworden, das Kind hatte Durst und verlangte zu trinken; Moina bemerkte zum Glück nicht fern vom Wege, der sich längs des Meeres hinzog, eine von Bäumen halbversteckte Hütte. Sie schritt mit dem Knaben darauf zu, trat in den kleinen Garten und der Eigenthümerin des Hauses entgegen, die sogleich in der Thür erschien, während aus dem Innern der Hütte lautes Hundebell sich vernehmen ließ.

„Mein Gott!“ schrie Edmund laut auf, durch das fortbauende Gebell aufmerksam gemacht, „das muß Naba sein.“

„Edmund, sei nicht thöricht, Naba ist todt, ist ertrunken, wie meine Mutter und Schwester, Du wirst ihn nicht mehr wieder sehen.“

„Was wollt Ihr?“ fragte barsch die Frau, die auf der Schwelle sie erwartete.

„Das Kind hat Durst, könntet Ihr uns wohl ein Glas Wasser reichen?“

„Wir haben niemals Jemandem einen Trunk Wasser versagt,“ sprach die Frau, „kommt nur herein, aber wischt Euch die Füße ab, daß Ihr mir meine Stube nicht schmutzig macht. Garstiges Thier, willst Du wohl schweigen! Dieser verdammte Hund kann einen Christenmenschen wahrhaftig zur Verzweiflung bringen mit seinem Gebell,“ fügte sie hinzu, die Thür eines Nebengemaches öffnend.

„Das ist Naba, mein Naba!“ rief Edmund, seine Begleiterin nach der Seite ziehend, woher das Bellen kam. Diese glaubte gleichfalls, die Stimme des Verlorenen zu erkennen, sah jedoch ein, daß mit Vorsicht gehandelt werden müsse, um keinen Verdacht zu erregen. Sie wandte sich zur Bäuerin, dankte ihr mit herzlichsten Worten für ihre Gastfreundschaft und fragte dann nach einigen gleichgültigen Redensarten, warum sie ihren Hund denn einsperre und dadurch zu fortwährendem Bellen reize.

„Mein Hund! es ist nicht mein Hund, Gott soll mich bewahren. Mein Sohn hat mir das Thier aufgeladen. Vor einem Monat hatten wir einen Taugenichts von dem untergegangenen Schiff, das hierher verschlagen war, aufgenommen. Das Thier lief ihm nach, obgleich es ihm nicht sehr gewogen schien. Es fürchtete sich sogar vor dem Kerl; ich weiß gar nicht, wie solch ein kleines Geschöpf, wie der Hund, in dem Unwetter sich retten konnte.“

„Es ist ja mein Naba,“ sprach Edmund. „Still, noch einen Augenblick!“ flüsterte Moina ihm zu. „Unser Schiffbrüchiger hat uns vor einigen Tagen verlassen. Er machte sich nichts aus dem Hunde, der ihm nicht gehörte. Mein Sohn bat ihn darum, und er hat ihn uns geschenkt zum Dank für unsere Mülhe. Wir müssen ihn aber immer am Stricke halten, er denkt an nichts, als ans Fortlaufen. Er winselt von Morgens bis Abends, aber nie so wie heute, wahrhaftig. Ich weiß nicht, was ihm widerfahren ist, seit Ihr hier seid. Es ist nicht mehr auszuhalten. Wenn mein Junge nicht so viel auf das Thier hielte, ich liesse es laufen mit tausend Freuden.“

„Kann man es nicht sehen?“ „Ei,“ erwiderte sie, die Thür öffnend, „die Leute finden den Hund hübsch, ich finde ihn abscheulich und kann ihn gar nicht leiden.“

Moina erkannte augenblicklich Naba, welcher mit allen Kräften den Strick zu zerreißen sich bemühte, und mit freudigem Gebell auf sie zusprang. Edmund schrie so laut als der Hund, er weinte, wollte seinen Hund wiederhaben. Kurz, es

war ein Lärm, daß Keiner sein eigenes Wort verstehen konnte und die Alte am Ende ärgerlich ward. Sie wies ihren Gästen unfreundlich die Thür mit dem offenen Befehnte, daß sie den Hausfrieden störten.

Moina konnte sich der Thränen nicht enthalten, noch weniger gelang es ihr, Edmund zu beruhigen, der weinend und schluchzend darauf bestand, bei seinem Naba zu bleiben.

„Madame,“ sprach Moina endlich, „diese Aufregung ist leicht zu erklären. Der Knabe ist blind, und der Hund gehört ihm, ist früher sein Führer gewesen. Wir sind Schiffbrüchige von der untergegangenen Brigg, und hoffen, Ihr werdet so gerecht denken, uns das Thier zurückzugeben, welches uns gehört und uns sehr werth ist, denn es ist unsere ganze Habe.“

„Wie wollt Ihr beweisen, daß der Hund Euch gehört, und daß Ihr nicht Diebe seid?“

„Macht den Hund los vom Stricke, und Ihr werdet sehen, ob er auf den Namen hört, bei dem wir ihn rufen, und ob er uns e kennt.“

Die Bäuerin schwankte einen Augenblick, doch das arme kleine Thier war ihr verhasst, sie konnte auf diese Art es vielleicht loswerden, hatte eine gute Entschuldigung ihrem Sohne gegenüber — so willigte sie denn in die Probe und löste das Thierchen vom Stricke.

Naba sprang in rasender Freude auf seinen Herrn zu, rollte sich zu seinen Füßen hin und her, und schien ganz natürlich vor Behagen und Wohlsein. Es war ein rührendes Schauspiel, welches Moina's Augen im Mitgefühl der Freude mit Thränen füllte.

„Ihr seht wohl, gute Frau,“ sprach sie, „daß der Hund seinen Herrn erkennt.“

„Ich kann nicht daran zweifeln, führt ihn nur weg jetzt, da ich noch allein bin. Ich kann Euch Euer Eigenthum nicht vorenthalten, aber mein Sohn wäre außer sich vor Betrübnis, wenn er sähe, daß sein Liebling abgeholt würde. Nehmt Euren Hund — hier ist das Wasser, trinkt, und dann macht, daß Ihr fort kommt, und laßt Euch hier nicht wieder sehen.“

„Gott segne Euch, gute Frau,“ erwiderte Moina mit Sanftmuth, „Eure Handlungen sind milder als Eure Worte.“

Sie führten Naba aus der Hütte hinaus ins Freie. Ah, es war nicht mehr das schöne saubere Thierchen mit seidenweichem weißen Felle, sondern halb abgeschoren, mager und so schmutzig, daß man ihn mit der Zunge hätte anfassen mö-



„O Gott, Gott, das ist der letzte Schlag, wir sind verloren.“ (Seite 351.)

gen. Das war freilich seine Schuld, denn er hatte Niemand sich nahe kommen lassen und nicht gelitten, daß man ihn reinige. Edmund bedachte dessenungeachtet den wiedergefundenen Freund mit Küssen. Siekehrten nun zum Fischer zurück, glücklicher als sie fortgegangen, doch den erwarteten Brief fanden sie nicht vor.

Tage, Wochen vergingen, und dieser Brief kam nicht. Nach zweimonatlichem Aufenthalt in der Hütte sah Moina, ihre Verantwortlichkeit wohl erkennend, sich genöthigt, einen zweiten Brief abzuschreiben. Auch dieser blieb ohne Antwort.

„Ach,“ dachte sie, „meine Wohlthäterin ist todt, und Niemand auf der Welt nimmt jetzt Theil an mir. Könnte ich nur Toulouse erreichen, um mir Gewißheit zu verschaffen. Dann werde ich arbeiten, den kleinen Edm und zu ernähren. Hier verdiene ich nichts, die Leute sehen uns vielleicht vor die Thür. Wir müssen der Vorsehung vertrauen und die Wanderung antreten. Sie wird lang und beschwerlich sein; aber es bleibt uns nichts Anderes übrig. Gott verläßt ja Die nicht, die ihm vertrauen. Wir werden dennoch ans Ziel gelangen. Ich werde mich auf den Weg machen mit meinem kleinen Edmund; die heilige Jungfrau und ihr göttlicher Sohn werden uns führen.“

Einmal entschlossen, zögerte Moina nicht mit der Ausföhrung. Sie sagte den guten Fischerkleuten Lebewohl und ließ ihnen das letzte Geschmeide, das sie aus dem Schiffbruche gerettet. Tausendmal wiederholten die freundlichen Alten den Scheidenden die Versicherung: „Wären wir nur reich, dann müßtet Ihr immer bei uns bleiben.“

Die beiden Verwaisteten traten ihre Wanderung an, eine weite Strecke geleitet von dem braven Fischer und seiner Frau, die ihre Geretteten endlich mit tausend Segenswünschen entließen. Sie sahen ihnen nach, so lange sie konnten, und winkten ihnen noch, da sie um den Hügel bogen, ein letztes Lebewohl zu.

Die ersten Tage vergingen unsern Reisenden ziemlich leicht, denn sie waren mit Lebensmitteln und etwas Geld versehen, wofür sie bei sparsamer Einteilung in Wirthshäusern sich Obdach verschaffen konnten. Doch mehr und mehr ward der für thätige Wanderer nicht lange Weg für Moina beschwerlicher, die, mit dem blinden Knaben belastet, nur lang-

sam vorwärts kam und nach und nach ihre Hilfsmittel schwinden sah.

Jeden Abend zählte sie ihre kleine Baarschaft. — Ach, sie schwand sichtlich dahin, trotz der genauesten Einteilung, und bald hatte Moina den Kummer, sie auf Null zusammenschmelzen zu sehen.

„Mein Gott,“ sagte sie, „noch haben wir die Hälfte des Weges, und nichts mehr, wovon wir leben könnten! Was soll aus uns werden? Wirst Du uns verlassen? Wirst Du uns ans Ziel unserer Wanderung führen? O Herr, erbarme Dich unser!“

Eines Morgens waren sie bei guter Zeit aufgebrochen. Gute Leute hatten ihnen ein Stück Schwarzbrot und einige Früchte gegeben. Edmund, glücklich im Besitze seines Naba, sprang wohlgenuth an Moina's Seite einher und sang alle Lieder, die er wußte.

„Singe, armes Kind,“ sprach das Mädchen, „sei fröhlich, so lange Du kannst, wer weiß, was uns erwartet, und ob wir diesen Abend ein Lager und Speise finden werden.“

Ein Lager fanden sie in einer Scheune, doch statt des Abendbrodes mußten sie sich mit dem Reste des zuletzt empfangenen Brodes begnügen, das Moina nicht berührte, sondern unverkürzt ihrem kleinen Pfleglinge zukommen ließ.

Am nächsten Tage hatten sie nichts mehr. — Mit Mühe erlangte Moina einige elende Leberbleibsel und Broden von hartherzigen Leuten. Sie selbst aß erst am Abend ein wenig davon, doch Edmund, den seine Blindheit vor dem entmuthigenden Anblicke dieser Speisen schützte, fiel hungrig sogleich darüber her, nicht ohne sich weinend über die schlechte Kost zu beklagen.

„Ach, mein armes Kind, möchtest Du nur stets so viel solcher Speise haben, als Du brauchst. Gott bewahre Dich, den Hunger kennen zu lernen.“

Am folgenden Tage, bei glühender Sonnenhitze, wanderten sie im Roussillon, an der Grenze von Languedoc. Die Hitze war unerträglich. Ihr Weg führte sie durch eine ziemlich wüste, nur mit Haldekraut bedeckte Fläche, auf der weit und breit keine menschliche Wohnung zu erspähen.

„Ich bin müde,“ sprach das Kind, „ich bin hungrig, ich will essen, ich will trinken, ich will trinken, die Füße schmerzen mich, laß uns Halt machen, gute Moina.“

„Halt machen können wir, mein Kind, aber zu essen haben wir nichts, auch nichts zu trinken, wenn nicht der gütige Gott uns Hilfe sendet.“

„Und Naba?“ — fragte das Kind — „bekommt der auch nichts zu essen? ach, mein armes Hundchen!“

Das Kind fing an zu weinen, Moina weinte mit ihm. Am Rande eines Grabens hatten sie sich niedergesetzt, und Moina lehrte ihre Taschen um, vielleicht ein Leberbleibsel von Brod darin zu entdecken. Sie fand auch wirklich eine dürre vergessene Brodrinde, die Edmund mit seinem Hunde theilte. Sie selbst, die seit vierundzwanzig Stunden nichts gegessen, entsagte ihrem Antheile an diesem Funde, fühlte aber, daß ihre Kräfte zu Ende gingen, und sah ein, daß der Knabe nicht länger ohne Nahrung sein könne. Die Ungewißheit schnürte ihr das Herz zusammen, doch ihr Glanbe verließ sie nicht eine Minute.

„Gott, wie Du willst,“ flüsterte sie still in sich hinein, „Dein heiliger Wille geschehe!“

Nach ziemlich langer Rast machten sie sich wiederum auf den Weg. Edmund sang nicht mehr, aber er verschluckte seine Thränen, und keine Klage kam mehr über seine Lippen, da er bemerkte, wie sehr Moina ohnedies schon betrübt war.

Die Sonne ging unter; unsere müden Wanderer gingen, oder vielmehr schleppten sich noch immer fort. Moina sprach dem Knaben Muth ein, ihm die Nähe eines Dorfes verständigend, das sie von fern liegen sah. Der arme Kleine konnte nicht mehr fort, sie versuchte, ihn zu tragen, doch die Last war für ihre schwachen Kräfte zu schwer. Es ward eine abermalige Rast nöthig. Endlich, als sie nach kurzer Ruhe wieder aufstand und den Kleinen vom Bode aufheben wollte, traf ihr Fuß auf einen Stein im Wege, sie trat fehl und fühlte sogleich einen heftigen Schmerz. Mit einem Schrei der Herzensangst sank sie zusammen. Sie hatte sich den Fuß verrent und war unfähig, aufzustehen, noch viel weniger weiter zu gehen.

„O Gott, Gott,“ rief sie, „das ist der letzte Schlag, wir sind verloren!“

Ihre Lage war in der That verzweifelt. Sie mußte hier sterben, wenn Gott ihr nicht Hilfe sandte. Mehrmals versuchte Moina sich zu erheben, einige Schritte zu thun, doch vergebens; der Fuß verlagte jeden Dienst — und wie konnte Edmund, das arme Kind, auf Entdeckungen ausgesandt werden, er, der nichts sah?

Als Moina ihre Unfähigkeit, zu gehen, aussprach, fing der Knabe jämmerlich zu weinen an, fiel seiner Freundin in die Arme und beschwor sie, ihn doch in ein Haus zu führen, wo er zu essen fände und ein Bett.

Es war schwer, ihn von der Unmöglichkeit zu überzeugen, er verstand die Ursache nicht. Demohnachtet zeigte er sich nicht widersehtlich, sondern hörte nach wenigen Minuten auf zu schreien und zu klagen, und weinte nur still in sich hinein, von Zeit zu Zeit die Worte murmelnd: „Ich bin so hungrig, so hungrig.“

Moina's Fuß schmerzte sehr, dennoch verschwanden die Leiden des Körpers vor denen der Seele. Sie hielt ihre Thränen zurück, um Edmund nicht zu erschrecken, doch als das Kind, das die seinigen bald erschöpft hatte, auf ihrem Schooße, mit Naba im Arme, einschlief, überließ sie sich ohne Rückhalt ihrem Schmerze.

Die Straße schien wenig benutzt; es war schon spät, und zu vermuthen, daß die Reisenden, den Weg abzukürzen, Seitenpfade vorzogen. Es war freilich möglich, daß der Zufall einen Wanderer, einen bamherzigen Sanitarer, die böe Straße führe, doch auch eben so möglich, daß Niemand des Weges kam, und dann mußten sie die Nacht über in dieser trosti-

losen Lage bleiben, vielleicht bis zum Morgen, möglicherweise noch länger.

Der Fuß schwoll zusehends an, Mattigkeit lähmte die Glieder des armen Mädchens, sie hatte nur einen Trost, das Gebet, und suchte in ihm ihren gesunkenen Muth aufzurichten. Glücklicherweise war das Wetter schön und die Jahreszeit günstig.

Zwei Stunden mochte sie in ihrem hilflosen Zustande auf der offenen Straße gewellt haben, da schien es ihr, als käme ein Wagen im scharfen Trott heran, bald sah sie auch die Laternen, und ihr Herz wallte auf in Dank gegen Gott.

Mit ungeheurer Anstrengung richtete sie sich auf in knieender Stellung, und rief mit emporgehobenen Armen den Schutz der Vorüberfahrenden an. Doch wahrscheinlich hielt man sie für eine Bettlerin, der Kutscher wandte nicht einmal das Gesicht nach ihr hin, und der Wagen rollte vorüber.

Moira sank in Verzweiflung zurück. Edmund schloß noch immer, sie hatte ihn neben sich auf ihren Mantel gebettet, und Naba bewachte seinen Herrn.

Moira war still und thranenlos, doch über ihrem Herzen lag nachtschwarz Kummer und Täuschung. Da erschien abermals in der Ferne ein Licht und strahlte neue Hoffnung in ihre Seele. Es war abermals ein Wagen, ein unbedeckter, welcher langsam, als der erste, heranfuhr. Zwei Männer saßen darin, deren Einer ein Geistlicher schien.

Moira rief und flehte, so laut sie konnte; die Herren großen Befehl zu halten, und der Jüngere, der Nichtpriester, öffnete den Wagenschlag und stieg ab. Er betrachtete die Gruppe der Leidenden Geschöpfe mit tiefem Mitleid und erkundigte sich mit sichtbarer Theilnahme nach ihrem Geschick.

Moira erzählte einfach ihre Erlebnisse, und verhehlte nicht, wie sehr sie der Hilfe Anderer bedürftig sei. Der Fremde hörte mit Rührung zu, und bot dann als Antwort ihr den Arm, sie zum Wagen zu führen, dem Abbé von Grandmaison zurend, er möge das schlafende Kind ebenfalls dorthin bringen.

Mit des jungen Mannes und seines Dieners Untersützung ward Moira auf den Hauptstuh des Wagens placirt, wo sie, auf Begehren ihrer Retter, sich ausstrecken mußte. Der freundliche junge Herr nahm Edmund auf seine Knie, Naba erhielt gleichfalls einen guten Platz, und die Reisenden setzten ihren Weg fort.

Auf des Abbés Frage erzählte Moira in kurzen Worten ihre Lebensgeschichte, und während sie sprach, malten Staunen und Freude sich in den Zügen ihrer Zuhörer. Als sie geendet, folgte ein minutenlanges Schweigen, welches der Abbé zuerst unterbrach.

„Die Wege Gottes sind unergründlich!“ sprach er mit bewegter Stimme, „ich glaube, wir beherbergen jetzt in diesem Wagen das Glück einer ganzen Familie, und Gottes Güte ist es, die uns einander zugeführt!“

„Nun fahren wir zuerst zu meiner Tante, nicht wahr?“ fragte der junge Mann.

„Wie können Sie fragen? Gehen wir, denn das junge Mädchen leidet, und sie kann das Glück, das ihrer wartet, nicht früh genug erleben.“

Er begann aufs Neue zu fragen, ließ den Namen der Pathe alle muthmaßlichen Verhältnisse bei Edmund's Entführung sich nochmals wiederholen und konnte seine tiefe Rührung kaum bemeistern.

„Mademoiselle,“ sprach er endlich, „danken Sie Gott, er führt Sie selbst auf den verlorenen Weg. Herr von Grandmaison, mein Cousin, der Sie in den Wagen geführt, ist der Neffe der Gräfin von Saint-Pierre; zu ihr wollen wir Sie jetzt bringen. Sie hat keinen Ihrer Briefe erhalten, wahrscheinlich wegen der Aenderung ihres Aufenthalts, denn mancherlei Verhältnisse zwangen sie, Toulouse zu verlassen. Sie beweint Ihren Verlust Tag und Nacht, hält Sie verloren für immer; wie groß wird nur ihre Freude sein!“

„Ist das möglich, mein Gott!“  
„Die Vorsehung thut nichts halb,“ fuhr der Abbé fort, „machen Sie sich auf ein gleich großes Glück gefaßt. Dieses Kind, das Sie retteten und das von seiner Mutter mit grenzenlosem Schmerz beweint wird, ist der Sohn der Gräfin Castillon, der Nichte Ihrer Wohlthäterin, Schwester des Herrn v. Grandmaison. Beide sind im Schloß Grandmaison, das der Gräfin Saint-Pierre zurückgegeben worden ist. Urtheilen Sie selbst, wie viel Glück wir mit Ihnen in den Kreis unserer Verwandten zurückführen.“

Moira hörte kaum mehr. Die Freude hatte ihr das Bewußtsein geraubt, nur zu einem Dankgebet fand ihre fromme Seele Kraft, und in höheren Schlägen pochte ihr Herz bei dem Gedanken, einer Mutter ihr verlorenes Kind wieder in die Arme zu führen.

Herr v. Grandmaison erzählte, wie die Gräfin Castillon in Verzweiflung über den Verlust des Kindes zu ihrer Familie gereist sei, mit deren Hilfe die genauesten Nachforschungen anzustellen. Die Citanos waren spurlos verschwunden, wo waren sie zu finden? Niemand im Schlosse hatte sie gesehen. Man verlor sich in Vermuthungen aller Art, und jede Nachforschung blieb fruchtlos.

Jetzt auch kamen die Herren betrübt von einer vergeb-

lichen Nachforschung zurück und hatten sich schon gegrämt, der armen Mutter abermals eine Hoffnung rauben zu müssen. Da schickte Gott ihnen den verlorenen Sohn selbst und dessen Retterin. O, Gottes Wege sind wunderbar!

Durch Erzählungen gekürzt, ging die Fahrt sehr schnell. Bald sah man das Schloß, bald öffnete sich das Gitterthor, bald fuhr der Wagen dicht beim Perron vor.

Der Abbé und Herr v. Grandmaison stiegen ab, die Betrübt auf das sie erwartende Glück vorzubereiten. Frau v. Saint-Pierre eilte zuerst ihrer Pfliegerochter entgegen, tausend Mal drückte sie sie in die Arme und glaubte sterben zu müssen vor Freude, indem sie die schmerzlich beweinte Tochter, den holden, verlorenen Knaben wieder umarmte.

Und die Mutter! Die Feder gesteht ihre Ohnmacht, dieses Wiedersehens zu schildern. Das Herz allein kann die Wonne desselben ahnend nachempfinden.

Es ist kaum zu bemerken nöthig, daß von diesem Tage an Moira die Familie, die Gott ihr zugeführt, nicht wieder verließ. Sie fand ihr Glück in Erfüllung ihrer Pflichten, und der Segen des Himmels senkte sich auf sie und ihre Freunde und herab.

Und wenn im spätern Leben Moira's Seele auch zuweilen von den Schlägen des Geschicks verwundet ward,



Grönländischer Schiften.

wenn dunkle Wolken sich um sie her aufhürmten, sie zagte nicht, sie hatte Gottes Wege ja kennen gelernt. — Sind sie auch dunkel und unerforschlich, sie führen doch immer zum Licht!

[3093]

Gräfin D.

### Das Reisen.

„Welche Lust gewährt das Reisen!“ Die der Prinzessin von Navarra (in Boieldieu's Oper: Johann von Paris) diese Behauptung in den Mund legten, meinten damit ohne Zweifel unser europäisches Reisen, oder vielleicht ausschließlich nur die Art, wie Prinzessinnen zu reisen pflegen, d. h. das bequeme Reisen. —

Ob unser jetziges Reisen auf den Flügeln des Dampfes die schönste Art des Reisens, möchte nicht unbedingt bejaht werden können, die schnellste Art ist es aber gewiß, mindestens bis jetzt, und weil es die schnellste, ist es gerade die Art, die für uns taugt, denn wir wollen vorwärts, rasch vorwärts. Entfernungen scheiden uns nicht mehr, denn es giebt keine, die Kraft des Dampfes trägt uns über Erdtheile und Weltmeere in einem Zeitraum, der sonst kaum hinreichte, sich zu einem nahen Familienbesuche zu entschließen und von den Strapazen der Reise wieder zu erholen.

Freilich können auch wir nicht überall uns durch Dampf hinführen lassen, noch ist das Eisenbahnetz nicht dicht genug

über Europa ausgesponnen, als daß wir der Pferde nur zu Landpartien und Spazierritten bedürften. Noch manche Meile bleibt übrig, welche von dem weltverwandlenden Eisengleise noch unberührt ist, und uns im Postwagen oder von eignen Pferden gezogen oder getragen ein Nachgefühl giebt von dem, was unsere Eltern noch unter Reisen verstanden.

Unsere Kutschen, Chajsen, Jagdwagen, Cabriolots und Tragesseln, unsre Pferde, Esel und Maulthiere, und was wir sonst an Fortbewegungs-Apparaten besitzen und gebrauchen, ist bekannt genug, um mehr als einer Erwähnung zu bedürfen, doch möchte der Vergleich dieser unserer Reismittel mit denen anderer Gegenden nicht ohne Interesse sein, namentlich mit denen des hohen, uncultivirten Nordens und denen des asiatischen Sibdens, Indiens, welches, obgleich an Cultur jetzt in den meisten Beziehungen hinter den Ländern Europas zurück, doch einst die Wiege der wissenschaftlichen und gewerblichen Cultur gewesen.

Werfen wir einen Blick auf unsere Abbildungen:

Im kunstlosen Schlitten, den ein Verdeck aus Fellen erst zu einem erträglichen Aufenthalt macht, jagt ein menschliches Wesen über die Eisflächen Grönlands, gezogen von Hunden, die, von Hunger und Kälte getrieben, mit Arabiens Rossen an Schnelligkeit wetteifern. Ob die einsame Reisende ein Kind des hohen Nordens, ob sie nur, an jene unwirthbaren Küsten verschlagen, sich die dürftigen Hilfsmittel jenes Landes so gut als möglich dienstbar gemacht, mag hier gleich gelten.

Das Fahrzeug ist armselig, wie die Ziele, denen es in den armseligen Eisregionen zueilt, wo die Natur mit ihren Gaben geizt, und die Existenz des Menschen nichts ist, als ein steter Kampf gegen ihre Härte.

Behaglicher schon stellt sich das andere Fahrzeug dar, obgleich wir es ebenfalls noch wenig einladend finden würden. Es ist ein indisches Ochsenfuhrwerk, in dessen Gabel ein Buckelochs eingespant. Diese Equipage, welche eigentlich nur eine Person bequem aufnehmen kann, und zwar wenn dieselbe mit gekreuzten Beinen auf dem in der Mitte angebrachten Rissen sitzt, ist indeß prächtig genug, einen indischen Nabob unter seinem Baldachin zu empfangen, denn die seidenen Draperien des seltsamen Wagens strotzen von Gold und Silber.

Wollen zwei Personen zugleich damit reisen, so setzen sie sich dos-a-dos unter den Baldachin auf Rissen, die über die Räder hinweghängen, und lassen die Füße in Steigbügeln ruhen, die vor den Rädern angebracht sind.

Da man annehmen darf, daß die Wege in Indien es unsern Chaussees so wenig gleich thun, als der junge Buckelochs an Gewandtheit unsern Wagenferoen, so haben wir vorläufig noch keinen Grund, die indischen Nabobs um ihren prächtigen Wagen zu beneiden.

Ungleich beneidenswerther möchte dagegen der kostbar aufgeäumte Elefant sein, der auf seinem breiten Rücken einen Baldachin trägt, an dessen stattlichen Bau die Kunst indischer Weberei verschwendet ist, die bekanntlich noch unübertroffen dasteht.

Wenn es der Phantasie der Leserin gelingt, die Decken, Sättel, Schänze, Franzen und Borten an der Bedeckung des Elefanten in Seide, Gold, Silber, Perlen und Edelsteine zu übertragen, von denen die Abbildung freilich nur einen schwachen Schatten zu geben vermag, der zu der wirklichen Pracht ungefähr in dem Verhältniß steht, wie der gezeichnete Elefant zu der Größe des lebenden — wenn jedoch die Phantasie der Leserin hinreicht, dem Bilde Leben und Farbe zu leihen, so wird sie nicht in Zweifel sein, daß die Heimath dieses lebendigen Fahrzeuges ebenfalls Indien, und daß es bestimmt ist, nur Fürsten aufzunehmen.

Die Pracht, welche indische Fürsten bei festlichen Veranlassungen, namentlich durch die Masse kostbar aufgeäumter Elefanten, Kameele und Pferde entrollen, ist für unsere Begriffe wahrhaft staunenerregend. Es gehörte nicht zu den Seltenheiten, daß ein Machthaber Indiens seinen Umzug hielt mit 50 Elefanten, 20 Kameelen und eben so viel Pferden, von deren prachtvoller Aufschmückung nur der einen Begriff hat, der „orientalische Pracht“ gesehen.

Daß diese Pracht in ihrer Eigenthümlichkeit fortbestehen werde, ist kaum zu erwarten, da die Siege der Europäer, namentlich der Engländer in Südasien, die Pracht der orientalischen Fürsten schmälern, und ohne Zweifel dazu beitragen werden, daß auch der Aufwand des Morgenlandes auf europäische Weise „Maß halte.“

### Die Reseda.

Hätte seit Jahrhunderten nicht das Weibchen das Privilegium, als Sinnbild der Bescheidenheit aufgestellt zu werden, so müßte die Reseda, die duftende, anspruchlose, feinen Platz einnehmen.

Dem Neuzeren nach nur ein Kräutchen, durch keine prunkende Blüthe das Auge fesselnd, verräth sie ihr Dasein nur

durch den lieblichen Duft, der mit dem köstlichsten Wohlgeruch tropischer Blüten wetteifern könnte, wenn Wetteifer im Sinn der Bescheidenheit läge.

Doch — es muß wohl wahr sein — auch das bescheidene Verdienst wird nicht übersehen; die Reseda giebt Zeugniß davon, denn seit langer, langer Zeit ist sie nicht nur eine beliebte Gartenpflanze, sondern noch mehr eine namentlich von Frauen mit Liebe gepflegte Zimmerblume.

So wenig Ansprüche die Reseda jedoch auch machen mag, etwas verlangt sie doch zu frühlichem Gedeihen, wie jedes organisierte Geschöpf auf der Welt: den ihr zusagenden Boden zur Nahrung, Licht und etwas Sonnenschein. Ja, sogar das ist noch nicht genügend. Im Grunde ist die Pflege der Blumen ein eben so mühsames, als dankbares Geschäft, das, im kleinen Maße betrieben, zwar weder viel Zeit noch Gelehrsamkeit, dafür aber Liebe zur Sache fordert, und die Liebe ist es, die auch hier, wie überall, über die Mühe hinweg hilft.

Wer Blumen ziehen will, und sei es die kleine Reseda, der muß ein Herz haben für ihre Bedürfnisse, muß ihre stumme Sprache verstehen lernen, wie die Mutter das unarticulirte Lallen des Kindes.

Die Blumen blühen nur für den, der sie liebt. Wir wählen heut aus der zahllosen Menge dieser holden Geschöpfe die kleine Reseda aus, um über deren richtige Behandlung vom Säen an bis zur Pflege der blühenden Pflanze unsern blumenliebenden Leserinnen einige Rathschläge zu geben.

Voraussetzend, daß die Topfkultur der Blumen, also auch der Reseda, den Frauen von besonderem Interesse sei, wenden wir unsre Aufmerksamkeit ausschließlich dieser zu.

Die erste Bedingung zum Gedeihen jeder Pflanze ist, daß sie die ihrer Natur taugliche Erde erhalte; obgleich die meisten unserer Leserinnen vielleicht, welche sich das Vergnügen machen, Reseda zu ziehen, die Erde vom Gärtner entnehmen, mag doch im Interesse der Uebrigen die Mischung guter Resedaerde hier einen Platz finden.

Wer also in Hof oder Garten Raum hat zur Anlegung eines Composthaufens, schütte im Frühjahr zu unterst klare Gartenerde, dann eine Schicht nicht zu feiner Hornspähne, abermals eine Schicht Erde, hierauf eine dünne Schicht Holzruß, dann wieder Erde, dann eine starke Schicht Schaaf- oder Kuh-Dünger.

Diese Schichtung mehrmals wiederholt, welcher man auch noch Rindsblood zufügen kann, wird oben leicht mit Erde bedeckt, im Sommer einige Mal mit dem Spaten umgraben und stets mäßig feucht erhalten.

Wie man die Erde in die Töpfe füllt, welche ungefähr 6 Zoll hoch und 5 Zoll breit sein können, läßt man sie durch ein starkes Sieb schütten.

Will man den ganzen Herbst und Winter hindurch blühende Reseda haben, so muß man mehrmals säen, zuerst Mitte Juli, dann Mitte August und zuletzt Ende August.

Da es stets ungewiß ist, ob jedes Samenkorn aufgeht, so thut man gut, mehr als zwei oder drei Körner in einen Topf zu säen; gehen die Pflanzen auf, so müssen die überzähligen ausgepflückt werden, und nämlich so, daß zwei oder drei in gehöriger Entfernung voneinander stehen bleiben.

Alle Resedatöpfe erhalten über dem Samen eine Schicht leichter Erde, weil die Wirkung der Feuchtigkeit auf die schwere Erde, deren die Reseda bedarf, von der Art ist, daß diese Erde umschlägt, und dadurch die Pflanze bleicht und fränkelt.

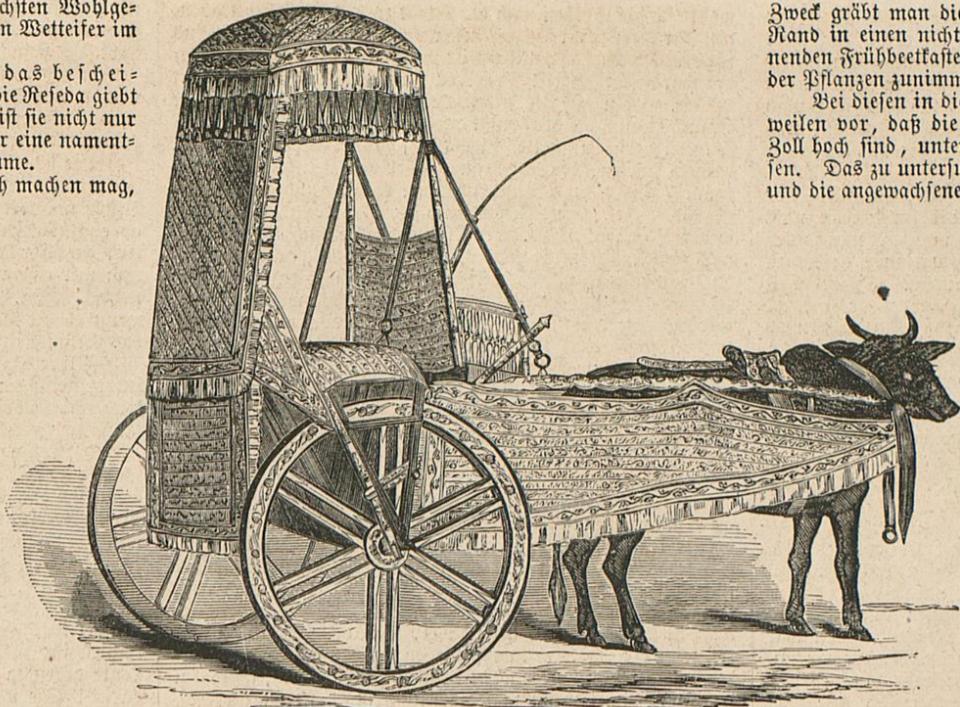
Die Resedatöpfe müssen natürlich so gleich nach dem Säen gegossen und so placirt werden, daß die Luft sie treffen kann. Am besten stehen sie in einem Frühbeet, dessen Fenster nach Bedürfniß der Pflanzen entfernt oder übergedeckt werden können. In Ermangelung eines Frühbeetes stellt man die Töpfe jedoch am Fenster eines Zimmers auf, wo die Sonne die jungen Pflanzen nicht allzusehr trifft, und durch Oeffnung der oberen Flügel Luft zugelassen werden kann.

Die beste Art des Gießens, sowohl der erst eingesäten Töpfe, als der jungen Pflänzchen, ist das Ueberbrausen, jedenfalls aber müssen sie mäßig feucht gehalten werden, zu große Nässe läßt den Samen leicht faulen und schwächt die Kraft der jungen Pflanzen.

Zieht man es vor, die Reseda nicht gleich in Töpfe, sondern erst in ein Mistbeet zu säen, steckt man die Körner ungefähr 1—1½ Zoll voneinander entfernt in leichte, gut angefeuchtete Erde, streut noch einen Zoll hoch Erde darüber, gießt das Beet nochmals mit der Brause, und überdeckt es mit den Fenstern, welche man jedoch zuweilen lüftet.

Nach dem Aufgehen des Samens werden die jungen Pflänzchen mehr der Luft ausgefetzt, sogar in der Nacht, doch nicht durch gänzlich Entfernen der Fenster, was nur bei schönen Tagen geschehen darf. Etwas Nachtlust indeß ist den Pflanzen sehr zuträglich, weil es ihr geiles Ausschließen verhindert.

Wenn diese im Mistbeet gezogenen Pflänzchen das sechste Blatt getrieben haben, wird ihre Verpflanzung in Töpfe vor-



Indisches Ochsenfuhrwerk.

genommen, wobei die oben in Bezug auf Topfreseda gemachten Bemerkungen ebenfalls Anwendung finden.

Die Wurzeln der jungen Resedapflanzen (höchstens 3 in einen Topf) werden senkrecht in die Erde gesteckt, nicht fest angebrückt, sondern das Pflänzchen nur durch dichtes Anscharen der Erde fest und gerade gestellt. Nach beendigtem Pflanzen werden die Töpfe sogleich begossen und überdeckt.

Bei späterem Ausäen und Verpflanzen muß natürlich die veränderte, vielleicht heißere oder rauhere Witterung in Betracht gezogen werden. Gegen große Sonnenhitze werden die Pflanzen durch Auflegen von Strohmatte auf die Fenster, gegen heftige Regengüsse durch sorgfältiges Schließen der letzteren geschützt.

Dem Gedeihen der Reseda ist es sehr vortheilhaft, wenn sie so lange als möglich im Freien bleiben kann. Zu diesem

Zweck gräbt man die Töpfe in Sand oder Erde ein bis zum Rand in einen nicht mehr seiner früheren Bestimmung dienenden Frühbeetkasten, der, wo möglich, wie das Wachsthum der Pflanzen zunimmt, höher gestellt werden kann.

Bei diesen in die Erde gegrabenen Töpfen kommt es zuweilen vor, daß die Wurzeln der Pflanzen, wenn sie 5—6 Zoll hoch sind, unten durch die Oeffnung des Topfes wachsen. Das zu untersuchen, muß man alle 14 Tage nachsehen, und die angewachsenen Töpfe durch Drehen um sich selbst ablösen, sie etwas in die Höhe ziehen, und dann wieder einsenken.

Es darf wohl kaum bemerkt werden, daß auch die schon kräftigeren Resedapflanzen im Frühbeet durch die Fenster gegen Unwetter, und durch leichte Bedeckung von Reisig oder dergl. gegen die Mittagshitze geschützt werden müssen.

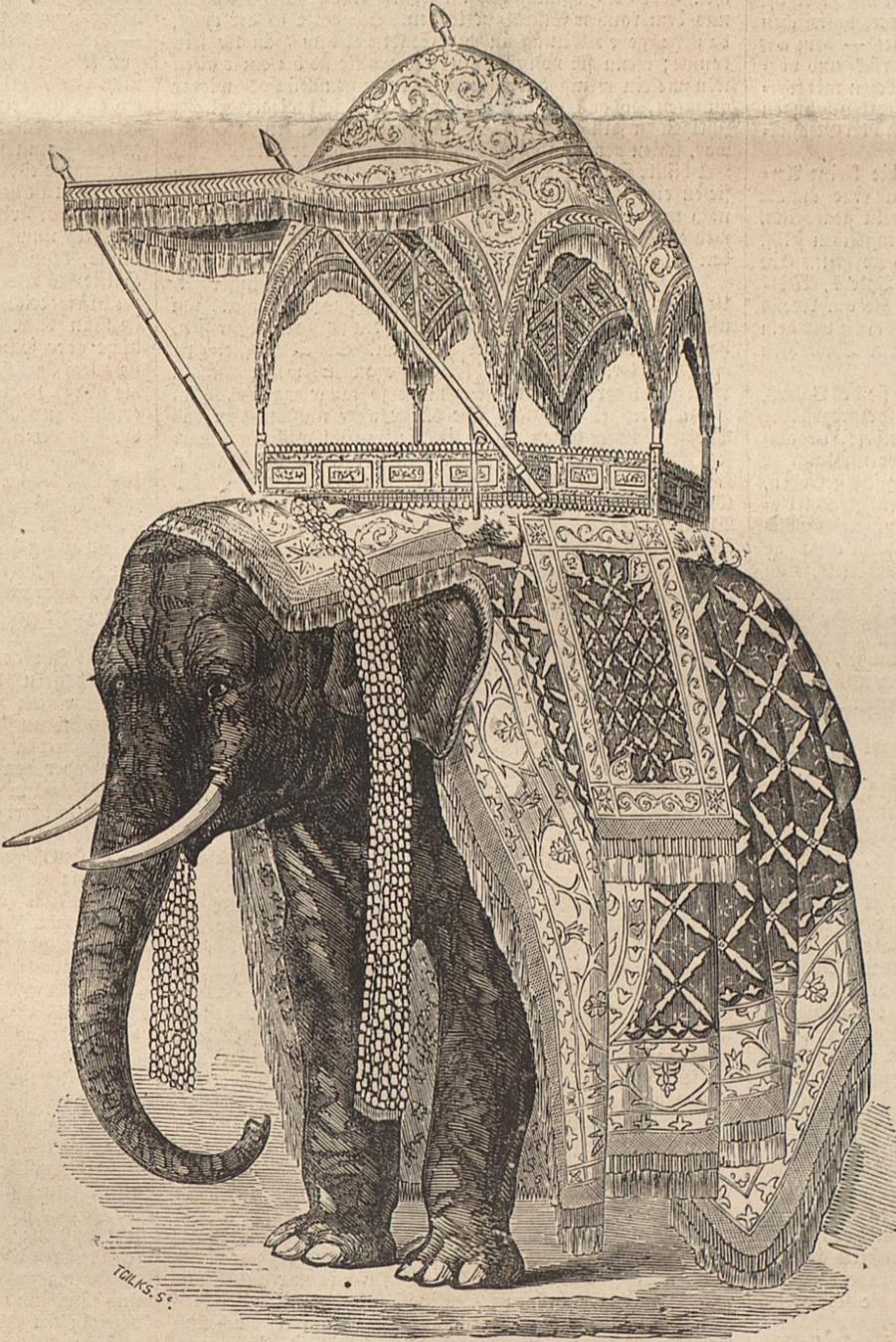
Wird die Reseda aus dem Frühbeet ins Zimmer oder ins Gewächshaus genommen, so giebt man ihr in ersterem einen schönen Fensterplatz, den die Sonne trifft, doch in keinem sehr warmen Zimmer, im Gewächshause ebenfalls einen Platz dicht am Fenster oder dicht unter dem gläsernen Dache. Schwache Pflanzen müssen nur sehr wenig gegossen werden, stärkere mäßig, denn vieles Gießen, namentlich im Winter, ist der Reseda entschieden nachtheilig.

Von allen Resedaarten eignet zur Topfkultur sich die sogenannte großblumige am besten. Bekanntlich besteht die Schönheit der Reseda in der Kraft und Fülle der Blätter, in der Größe der Blüten und in einem kräftig gedrängten Wuchs.

Bei sorgfältiger Pflege wird die Pflanze selten verfehlen durch Entwicklung dieser Eigenschaften sich dankbar zu erweisen, doch will man bei Beginn des Frühjahrs noch kräftig blühende Reseda erzielen, so schneide man dem jungen Pflänzchen die über dem sechsten Blatte hervorschießenden Blütenkeime ab, wodurch es an den Seiten neue Triebe erhalten und an Kraft und Neppigkeit sehr gewinnen wird. Nur muß man nicht vergessen, die Pflanze nach dem Abschneiden der Blüten, welches eine Stockung im Wachsthum verursacht, etwas trocken zu halten.

„Wie mühsam! wie mühsam!“ wird manche unserer Leserinnen ausrufen, wenn sie, vielleicht an Blumenpflege nicht gewöhnt, aus Theilnahme für ihre Lieblingsblume diesen Artikel zu lesen begonnen mit dem Vorsatz, selbst Reseda für ihr Fenster zu ziehen. Ja, vielleicht geht sie hin, kauft einige Resedatöpfe für wenige Groschen und denkt: „so habe ich die Freude leichter.“

Diese Ansicht, so wahr sie ist, darf uns jedoch nicht verleiten, unsre Mittheilung zu bereuen oder gar zurückzunehmen. Wir würden damit unsre eignen Principien verleugnen, welche, ohne die erkaufte Freude zu verwerfen, doch der erarbeiteten Freude den Vorzug geben. [3094]



Reise-Elefant eines indischen Fürsten.

### Eine Spitzenklapplerin.

Erzählung aus dem sächsischen Erzgebirge.

Von Louise Otto.

Wie könnte es wohl geschehen, daß eine unserer Leserinnen nicht sächsische Spitzen gesehen, verarbeitet und getragen? Sind doch diese zarten Gewebe eine unentbehrliche Zugabe jeder weiblichen Toilette, unentbehrlich am Neglige, der einfachen Haus-tracht, wie an den glänzendsten Costümen für das Theater, die Soirée, den Ball? Sind es nicht Spitzen, mit denen das bescheidenste Bürgermädchen ihr Weißzeug befestigt, indeß keine Fürstin denselben Stoff verschmäh't, ja vielleicht Taufende dafür ausgiebt, ihr Brautkleid daraus fertigen zu lassen? Und sind nicht die erzgebirgischen Spitzen weit und breit bekannt als die kostbarsten und haltbarsten zugleich? Wählt nicht die vornehme Dame sie aus jenem Gumbé, indeß aus diesem die wirthliche Hausfrau nach ihnen geht? Aber wie Wenige von allen diesen, wie wenige von unsern Leserinnen erinnern sich dabei der Hände ihrer armen, in Niedrigkeit und Dürftigkeit lebenden Schwestern, welche diese feinen Gewebe verfertigen? Wie Wenige haben eine Ahnung von ihrem Loos, von den schweren Mähen, den Thränen und Seufzern, welche an den leichten, duftigen Werken dieser feinen dünnen Finger haften, die mit Hunderten von Klappeln sich ruhelos abheften? Sei darum hier ein kleines Bild davon aufgerollt — nicht etwa um unsern empfindsameren Leserinnen die Freude an den zierlichen Spitzen zu verberben, sondern im Gegentheil sie durch den Gedanken zu adeln, vielleicht auch durch den Kauf dieses Schmuckes eine Thräne getrocknet zu haben.

1.

Im Erzgebirge war der Winter mit aller Härte eingezogen, mit der er alljährlich

diese Gegend heimzuziehen pflegt. Aber nicht allein der Winter war gekommen, sondern auch die Noth mit ihm. Die Kartoffeln waren misrathen, heimgesucht von jener furchtbaren Krankheit, von der die deutschen Felder erst seit einiger Zeit zu erzählen wissen. Auch das war noch nicht genug. Das Getreide war ebenfalls misrathen, und sein Preis stand auf einer Höhe, daß sich die ältesten Leute nicht entziehen konnten, in Friedenszeiten je so viel dafür zu haben. Das war eine traurige Zeit, und alle Leute hatten ihre liebe Noth, auch solche, die sonst eben nicht schwer an Sorgen zu tragen hatten. Wie mußte es nun denen ergehen, die ohnehin kaum genug Befähigung und verdienen konnten, ihr kümmerliches Leben zu fristen? Sparen half nichts, denn Viele hatten ihr Lebenlang nicht mehr verdient, als sie zur Lebensnahrung brauchten — wo sollten diese noch eine Einschränkung machen, da sie ohnehin kaum satt zu essen gehabt, und es nun einmal nicht gehen will, sich das Essen ganz abzugewöhnen?

So war auch die größte Noth in der Hütte Wilhelm Ehrlich's eingezogen. Er selbst hatte sie verlassen und zog mit Mißbitten durch das Land. Das war auch ein trauriges Gewerbe. Tag aus Tag ein mußte er in Wind und Wetter, in Frost und wildem Schneegestöber von Ort zu Ort wandern, die mit Mißbitten hochgebauten, überladenen Trage — „Rebe“ genannt — auf dem Rücken, ohne oft etwas von seiner Waare abzusetzen. Ging es aber auch gut mit dem kümmerlichen Handel, so verdiente er doch nur so viel, daß er sein eigenes Leben auf der Wandererschaft fristen konnte — einen Theil des Verdienten mit nach Hause zu bringen, daran war gar nicht zu denken. Aber er hatte Weib und Kinder daheim, und wenn er so einsam auf der Landstraße hinging, daß Schnee und Eis unter seinen Tritten unheimlich knirschten und knarnten, dachte er immer an die Seinen, Thränen traten in seine Augen — aber sie fielen nicht herab, denn der kalte Wintersturm blies ihm in das Gesicht und die Thränetropfen erstarrten zu Eis auf seinen Wangen. Er durfte nicht weinen, sonst erstor er sich zu all seinem Unglück auch noch das Gesicht. — Trauriges Schicksal des Armen, der nicht einmal weinen darf, wenn die Thränen ihn ankommen!

Den Seinen in der Heimath ging es ähnlich. Seine Frau war krank und lag seit Wochen darnieder auf dem schlechten Bett, ohne daß sie selbst an die Möglichkeit wieder aufzukommen geglaubt hätte. Sie bat Gott täglich um Erlösung von ihrem Schmerzenslager; aber in anderen Stunden wieder schredte sie zurück vor dem Gedanken, von ihren Kindern scheiden zu müssen, die sie doch immer noch mit Wort und Rath leiten konnte, wenn auch die abgezebrten Hände zu schwach geworden, noch etwas zu wirken und zu schaffen. Vier Kinder waren bei ihr in dem engen Gemach.

Das älteste Mädchen, Friederike, saß am Fenster, über das Klöppelstisch beugte, an dem sie emsig arbeitete. Es war eine breite, äußerst mißsamer, schwarzseidene Spitze, zu deren Vollendung die ihr Unmasse der kleinen Klöppel mit sabelhafter Schnelligkeit durch ihre Finger gleiten ließ und dagewischen die blühenden Stecknadeln auf dem Klöppelstisch — dem auf Papier vorgezeichneten Spitzen — eifrig rück- und vorwärts steckte. Friederike war ein hübsches Mädchen mit schönen dunkelblauen Augen und glatt gekämmtem starken blonden Haar, aber bleich und stubenfleh wie die andern drei Geschwister auch.

Ein kleines Mädchen von fünf Jahren, die kleine Auguste, mußte auch schon Klöppeln, wenn auch nur eine schmale Spitze von grobem Zwirn, mit weniger Klöppeln gearbeitet, aus den kleinen Händen hervorging, deren Fingerchen selbst so dünn erschienen wie der Zwirn, der durch sie glitt. Ein etwas größerer Knabe, der den Namen des Vaters, Wilhelm, führte, schnitzte Kienspäne zurecht, die am Abend brennen sollten, indeß das fünfzehnjährige Mädchen vor dem großen Ofen kauerte und darin die erforderlichen Vorfohlen anblies.

Wie der Vater ihrer gedachte, so gedachten sie des Vaters, der in der heutigen Kälte und bei dem dichten Schneegestöber gewiß auf irgend einer Landstraße allein umherirrte, obdachlos, allem Wetter preisgegeben — aber wie er nicht um sie hätte weinen dürfen, damit ihm die Thränen nicht gefroren, so durften auch sie nicht um ihn weinen — wenigstens Friederike mußte die Thränen, die in ihren Augen aufsteigen wollten, immer wieder niederzuschlagen, damit sie nicht etwa gar auf die schöne seidene Spitze fielen, an der sie arbeitete, auch überhaupt ihr die Augen verdunkelten, daß sie das feine Muster nicht mehr zu erkennen vermögen. Wußte sie doch so oft genug nicht wie sie den Blick auf den blühenden kleinen Nadeln, um die sie die schwarzen Fäden schlingen mußte, festhalten sollte, den ganzen trüblichen Wintertag hindurch und bis tief in die Nacht hinein bei der Beleuchtung eines matten Dellämpchens mit roth verblühendem Docht.

Schreckliches Loos der Armen, nicht einmal weinen zu dürfen, wenn ihnen das Herz zu brechen droht!

In dieser Familie nun war die Noth der Armut mit all ihren Schrecken eingezogen. Die kranke Mutter vermochte nichts mehr zu verdienen, und die geringen Linderungen ihrer Schmerzen, die sie sich konnte verschaffen lassen, waren für ihre Verhältnisse so theuer und halfen so wenig. Der Vater war nicht da und sie wußten nicht, ob sie in dieser schlimmen Zeit hoffen konnten, daß er von seiner Wanderung nur ein paar Groschen werde mit heim bringen. So waren sie einzig und allein auf das angewiesen, was die Mädchen mit Klöppeln verdienen konnten. Aber wie gering war dieser Verdienst! Er reichte, auch wenn Alles gut ging, kaum für die nötigsten eigenen Bedürfnisse aus. Und jetzt ging die Klöppelerei ja von Jahr zu Jahr schlechter, weil das Handgespinnst niemals und in keinem Zweig der Arbeit mit dem Maschinengespinnst an Wohlfeilheit wetteifern kann — gleichwohl ist es dazu gezwungen, und so stinkt dadurch der Verdienst der armen Klöppelinnen immer mehr herab, da sie, nur um etwas zu verdienen, immer wohlfeiler arbeiten müssen. Friederike schätzte sich nun jetzt sehr glücklich, daß einer der Zwischenhändler, welcher in der nächsten Stadt wohnte, zehn Ellen schwarzseidene Spitzen bei ihr bestellt hatte. Die Seide hatte er ihr dazu gegeben. Der Verdienst war zwar auch äußerst gering, aber sie konnte doch gewiß auf ihn rechnen, und zudem war er immer noch besser, als mancher andere, da die schwarzen Spitzen besser bezahlt werden wie die weißen.

So athmete denn Friederike fröhlich auf, als sie die schwierige Arbeit endlich vollendet hatte. Am andern Tage

wollte sie die Spitzen nach der Stadt zu dem Besteller tragen, und der Lohn dafür sollte Mutter und Geschwister, wenigstens für die nächsten Tage, mit Speise und Holz versehen, denn beides war ausgegangen! Die Kartoffeln, welche sie selbst erbaute hatten, waren alle im Keller verfault, wo die heimliche Krankheit auch bei der Frucht ausgebrochen, die sie erst auf den Feldern verschont hatte. Das Holz, das sie im Walde hatten brechen dürfen, war verbrannt — Brod konnte der Bäcker kaum genug für die Leute schaffen, die es bezahlen konnten, für die Armen, die es nicht gleich bezahlen konnten, hatte er weder Brod noch Mehl. Der Krämer wollte auch weder Kaffee noch sonst etwas mehr borgen, da die Rechnung schon zu hoch aufgelaufen war, und die Spitzen, die man ihm dafür als Zahlung oder Pfand anbot, vermählte er und wies sie barfuß mit den Worten zurück: „Der Bettel ist doch nichts werth, und Niemand mag ihn kaufen, bringt das Geld dafür, sonst setzt es auch keine Waare.“

Dieser Noth nun hoffte Friederike ein Ende machen zu können. Sie berechnete das Geld in ihren Gedanken genau, was ihr für die Spitzen versprochen war, und da es doch wenigstens für das Nächst- und Nöthigste ausreichte, fand sie großen Trost in dem Gedanken, es sich morgen holen zu können. Mit Ungebuld sah sie darum dem nächsten Tag entgegen, an dem sie ihre Wanderung antreten wollte. Schon am Abend vorher legte sie sich Alles zurecht. Ein blaues Bappkästchen, das schon manchen Weg hatte mitmachen müssen, nahm die schöne schwarzseidene Spitze auf. Friederike legte auch noch einige Stückerl weiße Spitzen bei, welche die Schwestern geklopelt hatten. Sie setzte dabei, denn diese Stückerl waren schon mehrmals auf den Weg gebracht worden und immer wieder heimgekehrt; würde sie diesmal so glücklich sein, sie los zu werden? Nun, wenn man noch jung ist, hofft man immer, auch wenn man sich schon hundertmal getäuscht gesehen, und so hoffte auch Friederike und sagte zu sich: warum sollte es denn gar nicht einmal glücken? Auf ihrem harten Lager bat sie noch inbrünstig zu Gott, daß er ihr den morgenden Tag segnen möge, nicht um ihretwillen, sondern um ihrer hungernden Geschwister, ihrer kranken Mutter willen!

2.

Als es nun Tag ward, stand Friederike auf, band einen alten baumwollenen Mantel ihrer Mutter um, das einzige warme Stück, das die ganze Fam lie besaß, schlang ein buntes Tuch um den Kopf, nahm das Kästchen, was ihren größten Reichthum enthielt, unter den Arm und machte sich damit auf den Weg.

Es war schneidend und vor Frost und Hunger zitternd, denn sie war nüchtern von Hause weggegangen, um nicht ihren Geschwistern noch die letzten Bissen wegzunehmen, halb erstarrt langte sie in der Stadt an. Sie eilte sogleich zu dem Händler. Es hieß er sei ausgegangen, werde aber zu Mittag wieder kommen. Sie mußte so lange warten, denn Mittagszeit sei es bald. Sie durfte aber nicht mit in das warme Zimmer treten, man ließ sie im kühlen Vorfaal warten. Aber es war da doch noch immer besser als draußen im Sturm und Schneegestöber auf der zugigen Landstraße. Ein erschöpft sank sie auf einen Stuhl nieder. Nach einem Weilerl besann sie sich anders, ging zur Vorhausthüre hinaus, schüttelte draußen den Schnee von Mantel und Kopftuch und trat dann wieder in den Vorfaal. Vergessens sah sie sich nach dem Stuhl um, auf dem sie vorhin gesessen: er war verschwunden. Man hatte ihn weggenommen, weil man ihn zu gut für das arme Mädchen hielt und es unverkämmt gefanden, daß sich die Arbeiterin gleich gesetzt, ehe man ihr den Stuhl angeboten. Nun mußte sie stehen. Sie lehnte sich in die Fenstervertiefung, um nur nicht umzufallen. Aus der Kochstube heraus klang munteres Tellerklappern und zog der Duft von Braten und Gemüse. Es ist schlimm, daß man vom Niedrigen nicht satt wird, sondern der Appetit nur gereizt. Friederike dachte dies, denn Niemand bot ihr etwas an. Und darum zu bitten wagte sie nicht, aber sie dachte immer wie ein paar warme Bissen sie stärken würden.

Endlich kam der Händler und riß die Vorhausthüre auf. Friederike trat ihm sogleich entgegen. Er sah sehr übel gelaunt aus und ging mürrisch an ihr vorüber, indem er that, als ob er sie weder höre noch sehe. Er öffnete eine Thür, die er hinter sich zuwarf, und sie war wieder allein. Endlich beschwor sie nach abermaligen langen gebuldrigen Harren eine Magd, welche mit der dampfenden Suppenterrine an ihr vorüberging, es doch dem Herrn zu sagen: sie bringe die bestellten Spitzen und warte damit schon so lange. Wie die Magd wieder herauskam, sagte sie, der Herr babe jetzt keine Zeit und sei sehr ungnädig. Er habe gesagt, sie solle den Bettel nur unterdes dalassen und nach Tische wieder kommen. Friederike seufzte und gab das ganze Kästchen hin: „Wann soll ich denn wiederkommen?“

„Vor Dreien gar nicht,“ antwortete die Magd. „Bis um ein Uhr sitzt der Herr bei Tische, nachher schläft er und dann wird Kaffee getrunken, da darf ihn Niemand stören, wenn Ihr also früher kämet, so müßtet Ihr doch wieder warten.“

„Ach Gott!“ rief Friederike, „da komme ich vor Nacht nicht nach Hause. Wenn Ihr wüßtet wie mir zu Muth wäre!“ und die Thränen traten ihr in die Augen.

Die Magd zuckte die Achseln: „Da kann ich Euch nun weiter nicht helfen. Ein gutes Wort für Euch einzulegen, darf ich mir doch nicht unterstehen, da würde ich schon ankou-

men, wenn ich eine Widerrede wagen wollte. Ihr müßt Euch schon fügen. Aber wartet, Ihr seht so blaß und erschöpft aus, habt Ihr Hunger?“

„Euch kann ich's schon sagen, ich habe den ganzen Tag noch keinen Bissen gegessen und fast fünf Stunden Wegs in der Kälte gemacht, da könnt Ihr denken!“ antwortete Friederike mit niedergeschlagenen Augen.

Die Magd entgegnete gutmüthig: „Meine Madame hat darin ihre eigenen Ansichten, die giebt keinem Menschen einen Bissen und wer's thut, den nennt sie eine schlechte Wirthin — aber ich will Euch von meiner eigenen Suppe geben, wer sie isst, geht ihr doch nichts an.“ Sie lief in die Kochstube und kam mit einem rauchenden Topf und einem blechernen Löffel wieder. „Da,“ sagte sie, „esht das draußen auf der Treppe, wenn es die Madame sähe, würde sie zanken, und dann setzt das Geschirr in einen Winkel.“

Friederike dankte tausendmal, die Magd wehrte es ab, indem sie sagte: „Schnell macht daß Ihr hinaus kommt, sonst krieg ich es noch!“ und sie schob das Mädchen hastig zur Vorfaalthür hinaus.

Die kräftige warme Suppe that Friederiken wohl, sie verschlang sie mit Haß und fühlte sich dadurch sehr gestärkt. „Es findet sich doch überall noch eine gute Menschenseele!“ sagte sie zu sich selbst, und wie niedergeschlagen sie vorhin war, nun sagte sie wieder Muth.

So ging sie in das Haus des armen Webers, bei dem ihre Wuhme, die Mutter seiner Frau, lebte. Auch hier war die Noth eingezogen, aber doch noch nicht so groß, wie in Friederiken's Hütte. Sie hieß sie herzlich willkommen und kostete ihr zu Ehren noch schnell einen Kaffee. Die armen Leute geben ja so gern, wenn sie nur immer auch zu geben hätten! Sie wissen ja wie der Hunger thut, was die reichen Leute so oft gar nicht wissen und so auch nicht begreifen, welchen Werth oft ein Stückchen Brod haben kann.

Punkt drei Uhr war Friederike wieder im Hause des Händlers. Die Magd kam ihr entgegen und machte ein sehr trübliches Gesicht. „Ihr könnt froh sein,“ rief sie ihr zu, „daß der Herr schon fort ist, hier sind Euer Spitzen wieder.“ Und sie gab ihr das wohlbekannte Kästchen hin.

„Und das Geld?“ fragte Friederike.

„Was denn?“ sagte die Magd, „er kann ja eben die schwarzen Spitzen nicht brauchen, weil Flecken darin sind, und Ihr sollt ihm die Seide, die er Euch dazu gegeben, binnen acht Tagen mit einem Thaler bezahlen, da blühte er noch die Hälfte ein. Er hat Alles aufgeschrieben. Und sagen läßt er Euch: Ihr sollt froh sein, daß er Euch nicht die Spitzen an den Kopfe wirft, und dergleichen Reden mehr, die ich gar nicht alle ausrichten mag.“

Friederike war wie betäubt, sie meinte nicht recht zu hören, fragte immer wieder, und es blieb doch Alles wie es die Magd gesagt hatte. Sie öffnete das Kästchen und es fanden sich wirklich ein paar rothe Flecken an verschiedenen Stellen der Spitzen. Friederike wußte genau, daß sie vorher nicht darin gewesen und erst hier bei dem Händler daran gekommen — vielleicht bei seinem Diner — vielleicht von der Berührung von Kinderhänden — allein was half es ihr, sie konnte es nicht beweisen! — Sie war außer sich und wußte gar nicht wo aus und ein. Nicht nur, daß mit Eins alle Hoffnungen vernichtet waren, die sie auf die Auszahlung ihres Verdienstes gesetzt — nun sollte sie gar noch einen Thaler herausgeben! Sie wußte es, der Händler war der Mann, nach dieser Seite hin Wort zu halten und sie zu verklagen, wenn sie bis zu der bestimmten Frist nicht bezahlen konnte — und sie wußte, daß ihr dies unmöglich sei, selbst wenn sie die Spitzen verkaufen könne, denn da mußte sie noch froh sein, wenn sie nur die Hälfte des Werthes für die stöckige Waare erhielt.

Friederike war so verzweifelt, daß sie nicht wußte, was sie thun sollte. Erst wollte sie warten bis der Händler wieder käme oder seine Frau und sie auf ihren Knien beschwören, sie durch ihre Härte nicht ganz unglücklich zu machen. Aber die Magd sagte ihr, wie dies zu gar nichts helfen werde und erzählte zur Befristung ihrer Ansicht einige Beispiele von der Hartherzigkeit des Händlers.

„Man soll von seiner Herrschaft nichts Uebles reden,“ fügte sie hinzu, „aber die Wahrheit muß ich doch sagen, wenigstens Euch, damit Ihr Euch nicht noch dem Schlimmsten aussetzt. Die Frau ist noch schlimmer als der Herr, sie denkt, sie allein hat das Recht, auf Gottes Erdboden herum zu stolzen und zu befehlen und dabei wer und was ihr in den Weg kommt wegwerfend zu behandeln, sie hält entweder die andern Leute gar nicht für Menschen, oder sich für was Besseres. Auf hübsche Mädchen wie Ihr, ist sie gleich eiferfüchtig, darum würdet Ihr bei ihr gar nichts ausrichten. Da will ich Euch einen bessern Rath geben. Auf dem Rittergute in Dornberg ist heute eine Hochzeit, Ihr habt keinen großen Unweg bis dahin, wenn Ihr heimgeht. Sprecht dort mit vor, und die Menschheit müßte doch ganz schlecht sein, wenn unter der Familie oder den vielen Gästen nicht Jemand zu finden wäre, der Mitleid mit Euch hätte.“

„Ach!“ rief Friederike in Thränen ausbrechend, „ich soll vor den hohen Herrschaften betteln? das kann ich nicht!“

„Es ist ja nicht um Etwas geldent zu bekommen, sondern um zu verkaufen,“ redete die Magd zu, „und da ist es nun einerlei, ob Ihr zuerst in das Schloß oder zu andern Leuten geht.“

„Ja, das ist wahr!“ schluchzte Friederike, „unfereins muß einmal immer betteln, nur um arbeiten zu dürfen für das tägliche Brod.“

„Das ist einmal so,“ sagte die Magd und suchte noch allehand Trostspüche hinzuzufügen.

Friederike sah ein, daß ihr doch nichts Anderes übrig blieb, als zu gehen und wo anders ihr Heil zu versuchen. Es war schon vier Uhr geworden und sie dachte mit Schrecken daran, wie nun ohnehin die Nacht sie überfallen werde und sie wenigstens die größere Strecke des Weges im Finstern zurücklegen müsse. Zudem war den ganzen Tag über Schnee gefallen und fiel noch jetzt und zwar immer dichter und dichter, so daß selbst die Fußspade immer unwegsamer geworden sein mußten; der Wind hatte sich erhoben und trug noch das feine dazu bei, sie zu verwehen.

Etwa zwei Stunden war sie so mit dem Schneegestöber und ihrer innern Unruhe kämpfend, gegangen, als sie sich dem bezeichneten Dorfe mit dem Rittergute und seinem Schlosse näherte. Unbemerket trat sie in dessen Hof. Selbst der Kettenhund hatte das Heulen vergessen oder aufgegeben, weil heute

Schon zu viele Fremde aus- und eingegangen waren. Die Fenster des Schlosses flimmerten schon hell erleuchtet, und Sang und Klang schallte daraus herab. Friederike stand in der weiten Hausspur; mehre Diener schossen raslos an ihr vorüber. Niemand fragte sie nach ihrem Begehren und sie hatte nicht den Muth Jemanden anzureden. Endlich ging sie auf die nächste Thür zu und klopfte bescheiden. Eine Magd öffnete und ließ sie in die Stube, ohne sich weiter um sie zu bekümmern. Es war darin mehres Gefinde versammelt. Einzelne davon liefen hin und her. Jetzt kam die gepuderte Ausgeberin auf sie zu und fragte was sie wolle. Friederike öffnete ihr Kästchen und antwortete:

„Ach, wenn Sie wüßten wie es mir gegangen! Wenn doch die hohe Braut die Spigen da nehmen wollte —“

„Ein Hochzeitgeschenk?“ fragte die Ausgeberin — und als sie von Friederike ihres Jutubums belehrt ward und diese ihre Geschichte des heutigen Tages zu erzählen begann, rief die Ausgeberin zornig: „Nein, jetzt noch schwachen und betteln! das Volk wird täglich unverschämter, man weiß doch endlich gar nicht mehr, was man dagegen thun soll! den Augenblick hinaus!“ Und sie faßte Friederiken mit beiden Händen und schob sie zu der geöffneten Thür. Friederike versuchte keinen Widerstand, aber sie war außer sich und ganz wie betäubt, unfähig weiter gehen zu können, sank sie halb ohnmächtig auf der untersten Treppensstufe hin. Das Tuch war von ihrem Kopf gefallen und der Mantel von ihrer Schulter, aber sie fühlte jetzt keinen Frost, sie ätzerte nur über die rohe Behandlung, die ihr soeben wiederfahren.

Der erste Mensch, der an ihr vorbei kam, war ein junger vornehmer Herr in schönen festlichen Kleidern. Er stuzte als er sie sah, kniff ein Borgnon in sein Auge und betrachtete sie dadurch. Nach einer Weile redete er sie freundlich an: „Was machst Du denn hier, schönes Kind?“

Sie sprach auf und sagte mit tiefer Verbeugung: „Ach, lieber Herr, könnten Sie mich nicht zu der Braut führen?“

„Was willst Du denn bei ihr?“ fragte der Herr theilnehmend, und Friederike erzählte auch ihm ihre Leidensgeschichte. Er lächelte und sagte: „Da kann ich Dir helfen. Die Braut hat schon Spigen genug, ich lasse sie Dir und werde Dich doch belohnen — gib mir nur einen Kuß — da hast Du einen Thaler und —“

Da rief die Ausgeberin zur Thür hinaus: „He! Friedrich, Gottlieb! wo steckt Ihr denn Alle, jagt doch die freche Dirne fort!“

Der Herr verschwand sogleich. Friederike hob den Thaler nicht auf, der zu ihren Füßen blinkte; sie schüttelte sich am ganzen Körper und eilte mit ihren schnellsten Schritten zum Schloß hinaus, über den Hof weg, ehe der Diener sie erreichte, der die gemeinsten Schimpfsworte ihr anhing.

Draußen war es ganz finster geworden. Nun war jede Hoffnung für Friederiken dahin — sie hatte gemeint als Retterin aus der Noth heimzukehren — nun kam sie ärmer wie sie gegangen — ja, auch ärmer um das Vertrauen auf gute Menschen. Alle Menschen, die sie bis heute gesehen, die Magd des Händlers ausgenommen, hatten sie hart und roh behandelt, gleich einer Ausgestoßenen — man hatte eine Verbrecherin in ihr gesucht, weil sie es nicht verheimlicht, daß sie arm und in Noth war! — Jetzt war sie wieder in dies winterliche Unwetter einer finstern Nacht hinausgestoßen. Sie mußte ihre Schritte heimwärts lenken und dachte doch nur mit Schauern an den Augenblick der Heimkehr, des Eintrittes in ihre heimathliche Hütte. Fröhlich würde man sie empfangen und sie würde mit Thränen antworten müssen — dann würde bald die Verzweiflung der Jhrigen so groß sein wie ihre eigene! — Aber oft dachte sie wieder: wäre sie nur wenigstens schon da! Aber bange Stunden der Winternacht lagen dazwischen auf der Landstraße, sie mußte den Wald passieren, der Schnee leuchtete zwar hell, aber auch trügerisch, denn er hatte alle Gräben und Gruben verweht, und nirgend waren menschliche Fußstapfen zu sehen. Wie sie auf die Höhe kam, ward ihr scharfe Wind immer unerträglich, und die Kälte schnitt ihr durch Maat und Bein. Es hatte mit Schneien aufgehört, der Himmel sah aus als wollte er sich immer höher wölben, und die Sterne leuchteten noch einmal so hell als gewöhnlich.

Wie Friederike in den Wald kam, da war es drinnen ein Knistern und Flimmern. Der Schnee bligte auf den Bäumen, und oft schüttelten sich von ihren Nestern ganz kleine Schneewolken ab, die schwer davon niedergehangen hatten. Der Sturm konnte hier nicht so hausen wie auf der zugigen Höhe, es war als sei es hier wärmer. Sie wollte einen Augenblick Athem schöpfen und ausruhen und kauerte sich an einen Baumstamm, von dem der Schnee ziemlich weggesunken war, zusammen, damit ein Glied das andere wärme. Sie fühlte, wie sie schlürftig ward, wie sie kaum mehr wußte wo sie war — aber endlich besann sie sich mit Schrecken darauf und erhob sich. Nicht lange war sie in der vorigen Stellung geblieben, aber wie sie sich wieder aufrichtete, waren ihr die Füße ganz steif. Sie vermochte sie kaum weiter zu setzen. Mit vieler Mühe ging sie noch ein Stück vorwärts — immer mehr warf sich die Kälte auch auf ihre Brust, auf einmal frockten alle ihre Lebensgeister und sie sank bewusstlos im Schnee zusammen.

3.

Mit der größten Ungeduld und Sehnsucht harrete daheim Friederiken's Mutter der Rückkehr ihrer Tochter entgegen — aber der Tag senkte sich und die Nacht kam, ohne sie mitzubringen. Die Geschwister warteten mit derselben Ungeduld. Sie waren gewiß, daß Friederike Geld mitbringen werde und ihnen damit endlich zu essen verschaffen. Holz war auch kein Spießchen mehr da, und da froren und hungerten sie — so legten sie sich endlich schlafen, von Frost und von Hunger geschüttelt. Sie lauchten von ihrem harten Lager aus oft mit angehaltenem Athem in die Winternacht hinaus, und bei jedem kleinen Geräusch, was sich hören ließ, fuhren sie fröhlich auf in der Hoffnung, Friederike könne doch noch kommen — aber sie kam nicht. Nun gestellte sich die Angst dazu: Friederike möge in dem Schneegestöber den Weg verfehlt haben und nun ganz verlassen, rath- und hilflos im Schnee umherirren, oder böse Menschen möchten die einsame Wandererin im Dunkel der Nacht überfallen und ihr ein Leids gethan haben, oder sie könne umgekommen sein vor grimmitiger Kälte und in dem

Sturm des winterlichen Unwetters. Malchen suchte zwar damit zu trösten, Friederike könne wohl um der großen Kälte willen bei der Ruhe über Nacht geblieben sein und werde morgen früh zurückgehen, aber sie glaubte an ihre Trostsprüche selber nicht, die höchstens bei den Kindern, aber nicht bei der Mutter versingen. Sie wußte, daß Friederike eher Alles wagen werde, als die Jhrigen auf sich warten lassen, zumal in solcher Noth.

Auch der nächste Tag kam und verging, und Friederike erschien nicht. Malchen ging in der Verzweiflung zum Pfarrer, und was sie bis jetzt noch nicht gethan, sie mußte es nun thun: betteln — damit nur die Geschwister und die kranke Mutter nicht verhungerten. Unter Thränen schilderte sie ihm Alles, auch die Angst um die außergebliebene Schwester. Der Pfarrer war ein guter Mann, aber er hatte auch nur eine kleine Stelle und dabei viele Kinder zu ernähren. Seine Gemeinde bestand meist aus lauter armen Leuten, von denen er ohnehin keine Gebühren nahm, und wo die Noth am größten war, ging man ihn immer um Unterstützung an. So konnte er auch nicht immer und Allen helfen, wie gern er es auch gethan hätte. Er gab jetzt Malchen ein Bündel Holz und ein Brod mit, was diese unter Dankesthränen nahm und heimbrachte. Nun konnte sie doch eine warme Stube machen, eine Suppe kochen und Alle sättigen. Die Kinder jubelten vor Freude. Die Mutter segnete den braven Pfarrer, aber ihre Angst um ihre außergebliebene Tochter steigerte sich wieder mit jeder Minute, und so auch das Fieber, an dem sie krank lag.

Als es dunkel geworden, trat hastig und eifertig eine alte Nachbarin ein, sah sich in der Stube um und prüffend um und fragte dann: „Ist Cure Friederike noch nicht da?“

„Nein!“ seufzte Malchen als Antwort.

„Ach, Gott erbarme sich!“ rief die Nachbarin, „sie wird es doch nicht etwa sein?“

„Was denn? wer denn?“ fragte die Mutter gespannt und ward todtenbleich vor der Ahnung eines entsetzlichen Unglücks.

„Nun, erschreckt nur nicht,“ fuhr die unbesonnene Nachbarin fort, „es kann's ja jedes andere Mädchen gewesen sein, da war eben der Bote da, der vom Forsthaus hier durch geht, und sagte: ein Jägerbursche habe ein Mädchen im Walde erfroren gefunden und mit uns Haus gebracht, sie wissen nicht wer und woher es ist.“

„Mein Herr und Gott!“ schrie die Mutter durchdringend, „meine Friederike ist todt!“ und sank bewusstlos in Krämpfen auf das Lager zurück. Die Nachbarin bereute ihre Unbesonnenheit, da es zu spät war, und schlich sich leise davon. Die Kranke kam wieder zu sich, aber die Gluth des Fiebers steigerte sich immer mehr und sie begann irre zu reden. Malchen war in namenloser Angst um die Schwester und die Mutter zugleich — und sie wußte, daß sie dabei nichts helfen, nichts thun konnte, daß ihr nichts übrig blieb, als zu warten und zu beten.

Sie kniete am Bett der Mutter nieder, faltete die Hände und betete inbrünstig für die Jhrigen. Sie betete auch das Vaterunser, aber inniger und herzlicher, als sie es allabendlich zu beten pflegte; als sie an die Stelle kam: „gib uns unser täglich Brod,“ so sagte sie dies mit dem wärmsten Dankgebet, denn heute hatte es ihr der himmlische Vater noch durch den guten Pfarrer gegeben, aber wie sie an die Worte kam: „führ uns nicht in Versuchung,“ da preßte sie die Hände noch fester ineinander und führte sie auf ihre Brust, die von tausendfacher Angst durchzudt war — woher, fragte sie sich, dann das tägliche Brod nehmen — wenn Friederike todt in die Mutter im Fieber verschmachtet und der Vater auch nicht zurückkommt? — Führ uns nicht in Versuchung! söhnte sie noch einmal so laut, als sie das ganze Gebet gesprochen hatte — sie kannte das Leben schon genug, um zu wissen, wie oft die Armen in Versuchung geführt werden.

Aber sie hatte doch Trost und Kraft im Gebet gefunden. Sie war noch jung und so nahm sie das: „Erlöb' uns von allen Nebeln“ mit der Hoffnung hin, daß der liebe Gott sie auch jetzt und hier schon von allen Nebeln erlösen möge und werde. Er hatte ja schon Millionen geholfen — warum denn nicht auch ihr?

4.

Als Friederiken auf ihrer Wanderung die Besinnung vergangen war, und sie einige Stunden erstickt im Schnee gelegen, kam ein Jägerbursche, der auf dem Anstand gewesen, des Weges daber. Er sah die in den dunkeln Mantel gehüllte Gestalt unter einem Baume liegen und beugte sich erschrocken über sie. Er hob sie auf und versuchte vergebens, sie aufzurichten. Daß sie von Kälte erstarrt war, gewahrte er sogleich und rief sie mit Schnee, aber auch das blieb umsonst. Er war ein starker kräftiger Mensch, so lud er die Bürde auf seine Schulter und trug sie in das Forsthaus, in dem er wohnte, und das eine halbe Stunde seitwärts von der Fahrstraße lag. Obwohl es schon tief in der Nacht war, rief er doch das ganze Haus wieder wach. Alle jammerten und wehklagten über die schöne junge Leiche, aber der junge Jägerbursche sagte, er könne sich nicht denken, daß das Mädchen ganz erfroren sei, man müsse Alles versuchen es zu retten. So ward Friederike in eine kalte Kammer gelegt und von einer Magd am ganzen Körper mit Schnee gerieben, dann, als sie wieder angeleidet und zu Bett gebracht worden war, schlug ihr der Jägerbursche schnell entschlossen eine Ader. Er hatte es für den Nothfall gelernt und schon öfter geübt. Das half. Friederike schlug die Augen auf, und wenn sie dieselben auch bald wieder schloß, so belebte sich doch allmählig ihre Haut wieder und endlich kam Bewegung in alle ihre Glieder.

Die Försterin war eine gutmüthige Frau und ordnete Alles an, was zur Pflege der armen Fremden dienen konnte. Eine Magd ließ sie für die Nacht bei ihr, indeß die Andern, beruhigt, daß die Aufgebundene nur sch-inbar todt gewesen, sich wieder zurückzogen. Nur der Jägerbursche Anton ließ es sich durchaus nicht nehmen, zugleich mit der Magd zu wachen. Niemand, sagte er, dürfe ihm das wehren, da er das Mädchen mitgebracht, müsse er nun auch ferner für dasselbe sorgen.

Am andern Tage war zwar kein Zweifel, daß Friederike lebe und gerettet werden könne, aber sie war doch so schwach, daß sie nicht zu sprechen vermochte. So wußte Niemand, wer sie war, denn Niemand hatte sie gefaßt. Aus ihrem

Spitzenkästchen und den feinen Händen schloß man nur, daß es eine Spitzenköpplerin der Umgegend sein mußte. Beim Tagesanbruch machte sich Anton selbst auf den Weg nach der Stadt, den Arzt zu holen und auch da und dort nachzufragen, ob Niemand das Mädchen kenne. Aber auch dort wußte Niemand Auskunft zu geben. Als der Arzt die Kranke sah, fand er sie nicht bedenklich, aber erklärte, daß sie noch einige Tage so halb bewusstlos werde liegen müssen.

Erst am dritten Tage erholte sie sich etwas, fragte wo sie sei, nach den Jhrigen, und wußte ihren Namen zu sagen. Sie sprach ihre Unruhe um daheim aus, besann sich endlich auf Alles, erzählte ihre Noth, ihre Wanderschaft, ihr Unglück, und wie sie an die Angst der Mutter dachte, welche diese gewiß um sie haben werde, so steigerte sich ihre eigene Angst um so mehr. Die Försterin versprach sogleich zu den armen Leuten zu schicken, ihnen Trost und Nachricht und Hilfe mit Geld und Lebensmitteln zu bringen. Anton wollte selbst die Botschaft übernehmen. Er hatte aber nur erst eine kleine Strecke zurückgelegt, als ihm der Pfarrer begegnete.

„Ich wollte eben in das Forsthaus,“ redete ihn dieser an, „da hab' ich erst jetzt eine gar traurige Geschichte in meiner Gemeinde gehört. Es hieß, Ihr hättet ein erfrorenes Mädchen im Walde gefunden — da ist nun seit dem nämlichen Tage bei uns eine Spitzenköpplerin ausgeblieben, Niemand wußte, was aus ihr geworden, ihre Angehörigen sind in der größten Noth, die kleinen Geschwister wußten sich nicht zu rathen und zu helfen, der Vater ist auswärts auf dem Handel und die Mutter liegt krank darnieder — heute ward ich zu ihr gerufen, die Angst und Noth hat ihre Krankheit gesteigert und ihren Tod beschleunigt — ich habe ihr eben die Augen zugebrückt. Die Kinder schick' ich indeß in mein Haus, damit sie nur von der Leiche fernen.“

In Anton's Auzje trat eine Thräne. „So komme ich zu spät!“ flage er, „wir erfuhren erst heute, wer das Mädchen sei. Friederike lebt und wird sich bald wieder erholt haben — aber wie wollen wir ihr das Schreckliche beibringen? — Ich kehre sogleich wieder mit Ihnen um.“

Es gab nun ein großes Hin- und Herfragen, Erzählen und Erklären zwischen den Beiden.

So kamen sie in das Forsthaus. Bald traten sie in die Kammer, in welcher Friederike lag. Sie reichte dem guten Pfarrer ihre Hand entgegen und sagte: „Ach, Herr Pastor, Sie können immer so schön sprechen, sagen Sie doch dem Anton, wie viel Dank ich ihm als meinem Lebensretter schuldig bin, und für Alles, was er an mir gethan hat; ich kann es ihm nicht sagen!“ und sie sah verschämt vor sich nieder.

Anton trat herzu, brückte ihre Hand und sagte: „Nun brauch' ich weiter gar kein Wort zu hören, ich bin schon beglückt genug!“

Der Pfarrer brachte ihr nun allmählig und auf schonende Weise den Tod ihrer Mutter bei. Er redete ihr zu mit den Trostsprüchen der Religion, und daß man wider Gottes Führung nicht murren dürfe, sondern in seinen Willen sich ergeben und fügen müsse. So leitete er ihren Schmerz auf sanftere Bahnen.

5.

Ein paar Monate waren vergangen. Friederike war wieder gesund geworden und in ihre Heimath gezogen. Der Vater war von der Wanderschaft zurück, und wiewohl er nur wenig verdient hatte, so war die Familie jetzt doch aus den schlimmsten Sorgen, denn gute Menschen hatten geholfen. Die Försterin hatte unter ihren Bekannten Friederiken's Spigen verkauft, und da die Geschichte der Unglücklichen bekannt geworden, hatte man für sie gesammelt und damit ihre größte Noth beseitigt.

Es war Frühling geworden, und da zieht ja immer neues Leben und neue Hoffnung in alle Herzen ein!

Friederike und Malchen saßen mit ihren Klöppelkissen vor der Hausthür und klöppelten. Noch ein paar andere Mädchen hatten sich zu ihnen gesellt, und sie fangen alle zusammen einen munteren Rundgesang, bei dem die Arbeit besser von Satten ging. Da kam ein schöner, stattlicher Jägerbursche des Wegs daher und schaute sich die Mädchen an. Sie stießen einander leise und zischelten über ihn, nur Friederike schlug erlösend die Augen auf ihre Arbeit nieder und sagte kein Wort. Sie wollte noch einmal so schnell klöppeln als vorhin, aber die Klöppelchen verwirrten sich und sie machte einen Fehler über den andern.

Es war Anton, welcher jetzt Friederiken fragte, ob ihr Vater drinnen sei, und als sie dies bejahte, ob sie nicht mit ihm hineingehen wolle, er habe Einiges vom Forsthaus auszureden und zu erzählen. So stand sie auf und ging mit ihm hinein, unfähig, nur ein Wort zu sagen.

Drinnen erzählte Anton, daß er nun eine bessere Stelle als Revierjäger mit einem eignen Häuschen im Walde bekommen habe, daß es aber darin gar einsam sei und er gern heirathen möchte.

Die armen Leute wußten darauf nicht viel zu sagen, und da er sah, sie verstanden ihn nicht, so nahm er plötzlich Friederiken in seinen Arm und sagte: „So hab' ich Dich für todt aus dem Walde getragen, nun Du aber lebst, will ich Dich mir lebend so mit in den Wald hineintragen; Du mußt mein Weib werden!“

Sie wußte vor Glück gar nichts darauf zu sagen, denn sie hatte ihren Lebensretter lange lieb gehabt, aber sich's selber auszureden gesucht, weil sie nicht denken konnte, daß der stattliche Jäger je so eine arme Spitzenköpplerin werde freien wollen. Sie fing an zu weinen und schmiegte sich stumm vor Entzücken an seine Brust.

Er sagte auch lange weiter nichts, und der alte Vater stand segnend mit gefalteten Händen da und murmelte ein inbrünstiges Dankgebet.

Nach ein paar Wochen traute der Pfarrer das glückliche Paar. Die drei Geschwister zogen nun mit in das Jägerhäuschen. Der Knabe war im Wald zu allerlei zu gebrauchen, die Mädchen verdienten durch Spitzenklöppeln und brauchten doch kein Geld mehr für Wohnung und Holz. Der Vater zog wieder mit Rübputten durch das Land; aber er hatte den Trost, daß unterdeß die Seinen gut aufgehoben waren, und wenn er heimkam, so ging es ihm auch auf seine alten Tage wohl im Jägerhaus.

Anton errichtete an der Stelle, wo er seine Friederike in der Winternacht gefunden hatte, eine Nasenbank, auf der er an sommerlichen Festtagen gern mit seinem trauten Weib von der Arbeit ausruhte. Hier segneten sie jetzt in ihrem Glück, was damals als Unglück erschienen war, und blickten dankbar zum Himmel auf!

[3081]



Von den in Käfigen gehaltenen Vögeln geht alle Jahre eine große Anzahl bei Gelegenheit des Mauserns zu Grunde. Es bildet sich nämlich bei denselben ein Citerbläschen unter dem Schwanz, das, wenn es nicht von selbst sich öffnet oder behutsam aufgestochen wird, meist den Tod des Vogels herbeiführt. Diesem vorzubeugen, lege man einen oder zwei Fäden Safran in ihr Trinkwasser.

Wider Brandwunden. Nach einer Mittheilung der „Gazette medicale“ bildet die Holzkohle ein wirksames Mittel gegen Brandwunden. Man soll auf die gebrannte Stelle ein Stück kalter Kohle legen; der Schmerz wird darnach sofort abnehmen und das Uebel, wie mehrfache Versuche bestätigt haben, nach einer Stunde gänzlich verschwinden.

### Stoffe zu schwefeln.

Durch langen Gebrauch werden weiß wollene, auch wohl weiß seidene Stoffe zuweilen so gelb, daß das bloße Waschen ihnen die reine Farbe nicht wiederzugeben im Stande ist. In solchen Fällen muß man zum Schwefeln Zusucht nehmen, welches am besten auf folgende Art geschieht.

Nachdem die zu schwefelnden Stoffe oder Kleidungsstücke rein gewaschen und, ohne ausgewunden zu sein, halb getrocknet sind, werden sie in einer fest verschließbaren Kammer ungefähr 6 Fuß über den Fußboden aufgehängt. Unter die Stoffe stellt man ein eisernes Kohlenbecken mit glühenden Kohlen, und legt darauf eine etwas vertiefte Eisenblechplatte mit einigen Stücken Schwefel. Hierauf verläßt man das Gemach, verschließt es sorgfältig und überzeugt sich nach einiger Zeit, ob die Stoffe gebleicht, damit sie der Wirkung des Schwefels zu rechter Zeit entzogen werden können, weil jene auf die Länge dem Gewebe schadet.

Mit Seidenstoffen verfährt man auf dieselbe Art, je nach Dichtigkeit und Stärke des Stoffes mehr oder weniger Schwefel verbrennend.



Das Gefühl der Ehrfurcht hat eine erhebende, beruhigende, reinigende Kraft. Wer das, was höher und besser ist, als er selber, zu erkennen und zu schätzen weiß, ist schon auf dem Wege, selbst besser zu werden. In dem Gefühl unserer Kleinheit liegt die Vorbereitung zur Größe.

Des Lebens Mühe lehrt uns allein des Lebens Güter schätzen.

Bei Stürmen mußt Du herzhaft stehen,  
Und wenn die Winde nicht nach Deinem Wunsche wehen,  
So zieh die Segel, Deinem Wunsch zuwider,  
Klüglich darnieder.

Von Feinden muß man nur dann sprechen, wenn man Gutes von ihnen zu sagen hat.



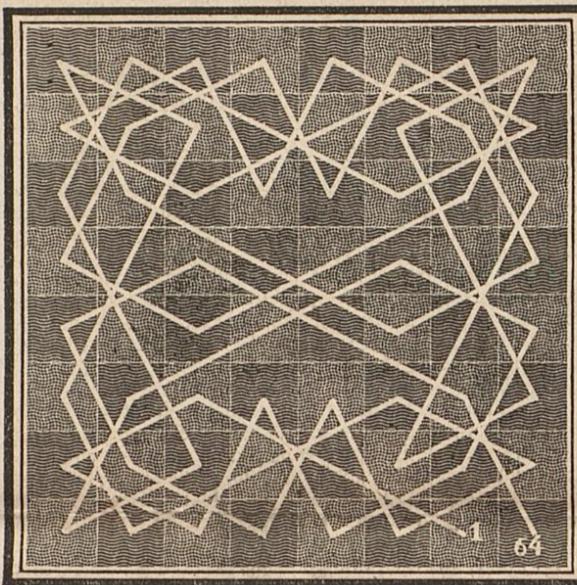
Meint Ihr, weil auf der Wiese heut  
Euch noch ersehet der reiche Regen,  
So mühtet ihr zu rechter Zeit  
Die erste in die Scheuren legen?  
O, seid nicht so gewiß der Gente!  
Verloren ist die reiche Saat,  
Wenn sich der Feind, der noch entfernte,  
Verheerend Euren Feldern naht.  
Wenn dort die gier'gen Horden weiden,  
Die Ihr im Ganzen nennen hört —  
Kein Wunder, daß der letzten Weiden  
Gewalt Euch in die Glieder fährt.

M. Harrer.

### Rösselsprung-Aufgabe.

fe,	hat	aus	be-	te	Und	ler	Zu-
Un-	bend,	Stär-	ke	Welt	kunst	rech-	tig,
ste	Und	den	Macht	so	Wer-	rer	al-
In	recht	har-	zum	ih-	los	thä-	ge-
ten	Frie-	Ge-	raubt	die	ist	ler	Fried-
walt	ste	stre-	vor	größ-	dig	Doch	de
den.	Zwang	Er-	stän-	bend	nö-	den	al-
ohn'	be-	Ist,	nicht	mü-	ten	Mit-	thig.

### Schlüssel zur Auflösung der Rösselsprung-Aufgabe in Nr. 43.



### Auflösung des Räthfels in Nr. 43.

„Garwinde“.

### Auflösung der Rösselsprung-Aufgabe in Nr. 43.

Gleichheit.

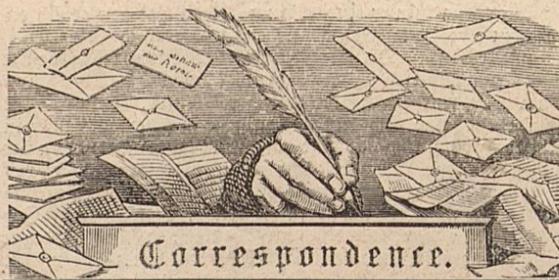
Sei Du vornehm, sei geringe,  
Sei ein Reicher oder Armer,  
Neben mußt Du zum Erbarmen,  
Zu dem Herren aller Dinge,  
Daß sich Deine Schmerzen fühlen;  
Denn ob Du zum Thron erkoren,  
Unterm Salmendach geboren,  
Jeder muß als Mensch sich fühlen.

[3978]

H. Neumann.

### Auflösung des Rebus in Nr. 43.

„Wie zeichnet der Mensch den eignen Charakter schärfer als durch seine Art, einen andern zu schildern.“



### Correspondence.

Hr. Gm. W. II. — in D. Weißes Copirpapier zum Uebertragen der Stidereiessins auf dunke Stoffe ist in jeder größeren Papierhandlung Berlin zu haben, namentlich bei Hehl, Leipziger Straße Nr. 75. Außerdem können die Dessins aber auch dadurch auf dunken Stoff übertragen werden, wenn man mit starken Nadeln eine Schablone des Musters herstellt und dasselbe mit geschabter Kreide durchwundert. Natürlich muß man nicht verabsäumen, gleich nachher das Dessin mit in aufgelöstem Gummi flüssig gemachtem Kreidepulver nachzuzeichnen. Ein andres Verfahren ist, das Muster vollständig auf ganz dünnes Seidenpapier zu zeichnen, dieses auf den Stoff zu heften und die Stiderei auf demselben auszuführen. Nach Beendigung der Stiderei läßt das Seidenpapier sich ohne Mühe entfernen durch bloßes Abwipfen.

Hr. Schulz in B. Ein Muster zu der von Ihnen gewünschten Ausführung geeignet, finden Sie im Bazar Nr. 44. namentlich ist dasselbe zu Verthen und Nermelgarnituren vorzugsweise verwendbar, und zweifeln wir nicht, daß es Ihrem Zweck genügen werde. Ein ähnliches derartiges Dessin in nächster Zeit erscheinen zu lassen, können wir nicht versprechen.

Hr. Rosalinde B. Wir müssen die Erfüllung Ihrer Bitten noch einige Zeit hinausschieben, da der Raum unserer Zeitung jetzt durch die neuen Erscheinungen der Mode gänzlich in Anspruch genommen wird. Vorläufig verweisen wir Sie auf den gehäkelten vampenschiefer in Nr. 48 des Bazar, Jahrgang 1857.

Hr. Julie v. B. Ein einfacher und zugleich zweckmäßiger Schnitt eines Frisirmantels ist mit glattem Schulterheil (talarartig), an welches der Mantel selbst kraus angelegt wird. Die Armlöcher müssen sehr weit und die Nermel ebenfalls weit und offen sein. Noch einfacher ist es, den Frisirmantel oben um die Halsöffnung einzureihen und mit einem schmalen, zum Zutropfen eingerichteten Gürtchen zu versehen.

Ueber die moderne Form der Jacken wird Ihnen eine der nächsten Nummern des Bazar, durch Abbildung und Schnitt eines eleganten Hausjackchens Auskunft geben.

Sollte es nicht möglich sein, bei der Menge der dargebotenen Stidereiessins auch solche zu finden, die Ihnen einfach genug erscheinen? Ueberdies ist die Vereinfachung der Muster selbst häufig eine sehr leichte Sache, und durch Hinweglassen einzelner Figuren und Blättchen zu bewerkstelligen, ohne dem Eindruck des Ganzen zu schaden.

Hr. Pauline Ch. in B. Wir bedauern, auf Ihren Wunsch, wenigstens für jetzt, keine zugehende Antwort geben zu können. Das von Ihnen besprochene Dessin fordert mehr Raum, als wir jetzt ihm widmen könnten.

Hr. Davne v. S. in St. Die Chiffren sind bereits vom Zeichner entworfen. Ueber die Aufnahme der Compositionen können wir nicht ohne deren Prüfung entscheiden.

Hr. Abonement. Einen gehäkelten Kragen finden Sie in Nr. 44 des Bazar; ein Wäschtuch zu Hätelarbeit folgt nächstens.

Hr. C. B. in Aachen. Die Jacken ohne Schooß werden jetzt nicht mehr getragen, sondern haben ganz denen mit Schooß weichen müssen. Schottisch carriere Kleider dagegen sind sehr modern, und wenn Ihnen bei den großen Carreaux des Stoffes das Arrangement der Taille schwierig erscheint, so wird Ihr Sinn für Symmetrie Ihnen über diese Schwierigkeit hinweghelfen, denn nur dieser kann in solchen Fällen Rathgeber sein.

Hr. Frau Kamm C. in N. Die meisten der von Ihnen ausgesprochenen Wünsche finden Sie im Bazar bereits erfüllt: Ein sehr hübsches Muster zur Vertede ist in Nr. 36 d. Jahrg. enthalten, welches, obgleich ursprünglich zum Häkeln bestimmt, ebenso gut gestrickt werden kann; es würden im letzteren Falle nur die einzelnen Theile der Decke zusammenzuhäkeln sein. Der Schnitt eines eleganten Herrenhemdes ist auf dem Supplement der Nr. 14, und Vortenbesäße für Anabenanzüge unter andern auf dem Supplement der Nr. 34. Nur die Verwirklichung Ihres Begehrens nach einem Tapissieremuster mit menschlichen Figuren und einem großen Bouquet müssen wir als unausführbar Ihnen abschlagen. Große Tapissieremuster, deren Schönheit in der Fülle der Farben, den sanft modulirenden Nüancen besteht, können durch Typen deshalb nicht wiedergegeben werden, weil bei der Menge der Farben und der dadurch nöthigen Zeichen die Arbeit des Stidens unendlich ermüdend sein würde.

Hr. S. G. in B. Ihre anspredende Composition soll, sobald der Raum es gestattet, im Bazar eine Stelle finden.

### Ankündigung.

Von den „Pariser Modellen“ zur Selbstanfertigung der gesamten Damen-Garderobe, Kinder-Garderobe und Leibwäsche, herausgegeben von der „Administration des Bazar“, sind bis jetzt 21 Lieferungen erschienen, und enthalten die Lieferungen 8 — 21 folgende Schnittmuster:

- Lieferung 8.
- Modell Nr. 16. Sommer-Mantel — in Tuchform — für ein Mädchen von 10 bis 12 Jahren.
- Modell Nr. 17. Glatte, edig ausgeschchnittene Taille, mit lahförmiger Stiderei-Verzierung und Achselbändern — für einen Knaben von 3 bis 4 Jahren.
- Modell Nr. 18. Edig ausgeschchnittene frause Taille, mit Verthe und kurzem Bauhärmel — für ein Mädchen von 4 bis 6 Jahren.
- Lieferung 9.
- Modell Nr. 19. Canezou von weißem Wull oder Tüll, für eine große Figur.
- Lieferung 10.
- Modell Nr. 20. Basquine von schwarzem Taffet, mit Bandschleifen garnirt — für ein Mädchen von 8 bis 10 Jahren.
- Modell Nr. 21. Ausgeschchnittene Taille mit kurzem Nermel und schu-artiger Verthe — für ein Mädchen von 7 bis 9 Jahren.
- Modell Nr. 22. Fichu Marie-Antoinette mit kleinem Uebertragen — für ein Mädchen von 7 bis 9 Jahren.
- Lieferung 11.
- Modell Nr. 23. Hohes Fichu von Tüll, mit Puffen-Garnitur.
- Modell Nr. 24. Ausgeschchnittenes Fichu von Wull, mit Stiderei.
- Modell Nr. 25. Obertheil eines Schürzchens für Kinder von 2 bis 5 Jahren.
- Modell Nr. 26. Peterinen-Jacke (Casaque) für eine große Figur.
- Lieferung 12.
- Modell Nr. 27. Nermel zu leichten Kleidern.
- Modell Nr. 28. Mantille (Shawl jardiniere).
- Lieferung 13.
- Modell Nr. 29. Negligé-Haube von französischem Battist, mit Stiderei.
- Modell Nr. 30. Negligé-Haube von feinem Wull, mit Stiderei und Spitzeninsatz.
- Modell Nr. 31. Negligé-Haube von französischem Battist, mit Stiderei.
- Modell Nr. 32. Schooß-Taille, für eine große Figur.
- Lieferung 14.
- Modell Nr. 33. Negligé-Ueberrod.
- Lieferung 15.
- Modell Nr. 34. Hohe frause Taille ohne Schnebbe.
- Modell Nr. 35. Nermel.
- Modell Nr. 36. Ausgeschchnittenes Fichu mit Enden.
- Lieferung 16.
- Modell Nr. 37. Glatte hohe Taille mit 4 Schnebben.
- Modell Nr. 38. Schooß-Jäckchen für Mädchen von 10 bis 12 Jahren.
- Lieferung 17.
- Modell Nr. 39. Mantel (Double-Shawl).
- Modell Nr. 40. Cardinal-Peterine — für eine große Figur.
- Lieferung 18.
- Modell Nr. 41. Mittel für einen Knaben von 10 bis 11 Jahren.
- Modell Nr. 42. Mittel für einen Knaben von 6 bis 7 Jahren.
- Modell Nr. 43. Beinkleid für einen Knaben von 7 bis 8 Jahren.
- Lieferung 19.
- Modell Nr. 44. Mantille „Jeanette“.
- Modell Nr. 45. Weiter geschlossener Nermel } zu einem Ueberrod.
- Modell Nr. 46. Peterine
- Lieferung 20.
- Modell Nr. 47. Serbstmäntelchen für Mädchen von 6 bis 8 Jahren.
- Modell Nr. 48. Verthe von Tüll, mit farbiger Bandgarnitur.
- Modell Nr. 49. Ueberfall eines Ballonärmels von Tüll, mit farbiger Bandgarnitur.
- Modell Nr. 50. Damen-Beinkleid.
- Lieferung 21.
- Modell Nr. 51. Wintermantel „Sultan“.

Die nächsten Lieferungen bringen Schnittmuster von Mänteln, Winter-Koben u. s. w.

Bestellungen auf die „Pariser Modelle“ übernehmen sämmtliche Buchhandlungen und Post-Kemter zum Preise von 10 Sgr. (36 R. tbn.) pro Quartal.

Die Administration des Bazar.